Der Westen

Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

ISSN 0179-6100 E21949 Heft 3/4 2019 66. Jahrgang www.gesellschaft-elsass-und-lothringen.de

Der Krautmarkt in Schlettstadt (historische Fotografie)

Inhalt

Das Reden über Geschichte setzt deren Kenntnis voraus 2

„Das Schloß Dürande“ – eine Oper wird ausgeschlachtet 3

Gedanken nach einer Aufführung der Oper „Das Schloß Dürande“ 5

Die Bibliothek von Schlettstadt – ein Museum des elsässischen Humanismus 7

Die Hanau-Lichtenberger 12

Buchbesprechung 13

Der Maler, Dialektdichter und Journalist Gustav Stoskopf (1869–1944) 14

Impressum 15

Hinüber und herüber 16

Das Reden über Geschichte setzt deren Kenntnis voraus

Ein junger professeur agrégé d'histoire, Benoit Vaillot – er schreibt derzeit an der Straßburger Universität und am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz an seiner Doktorarbeit – hat mit einem Interview, das er mit den „Dernières Nouvelles d'Alsace" geführt hat und das darin am 27. Juli 2019 abgedruckt war, Widerspruch von elsässischer Seite ausgelöst. Er sah in der Errichtung einer collectivité européenne d'Alsace ein „risque d'éloignement de la nation", also die Gefahr, daß sich das Elsaß von der Nation entfernen könne. Die Zeitung räumte ihm am 18. August 2019 die Möglichkeit ein, auf die ihm widersprechenden Zuschriften, die er einer „poignée de militants ethno-régionalistes" zuordnet, zu antworten. In seiner zweiten Meinungsäußerung behauptete Vaillot, die elsässische Identität sei von der französischen Identität nicht abtrennbar, da sie aus dieser hervorgehe. Das Elsaß sei eine französische Erfindung. Bevor Ludwig XIV. dort gute Ordnung geschaffen habe (avant que Louis XIV n'y mette bon ordre), sei das Elsaß ein geographischer Begriff gewesen, der ein Puzzle von Territorien, Herrschaften, Städten usw. ohne ausgeprägte Identität bezeichnet habe. Wenn man das Gegenteil behaupte, manipuliere man die Geschiche nicht nur, sondern schlimmer: man kenne sie nicht. Die Schaffung der collectivité mit – angeblich – weit übertriebenen Zuständigkeiten auf kulturellem Gebiet (disposant de compétences exorbitantes au regard commun, particulièrement en matière culturelle) sei ein Geschenk an die „ethno-régionalistes", an ebendie, die im 20. Jahrhundert das Unglück des Elsaß verursacht hätten.

Zum Glück blieb diese Geschichtsklitterung des Jung-Historikers nicht unbeantwortet. Schon am 18. August 2019 wandte sich „Unsri Gschicht/ Notre Histoire/Unsere Geschichte" mit einer Erklärung des Präsidenten, Eric Ettwiller, an die Presse. Die Erklärung beginnt mit den Worten: „Non ! l'Alsace n'est pas une invention de Louis XIV !"

Im Gegensatz zu dem, was Vaillot behaupte, sei das Elsaß, auch bevor der „Sonnenkönig" es sich unter Blut und Tränen angeeignet habe, eine wahre Region gewesen. Wenn es keine eigenständige elsässische Identität im engeren Sinne gegeben habe, dann einfach deshalb, „weil die Elsässer damals – Deutsche waren". Deutsche, die aber auf ihr Land sehr stolz gewesen seien, wie es die Legende, die Daniel Specklin 1576 auf seine Elsaß-Karte gesetzt habe, zeige: Elsaß Ist der Vier prouintzen eine Im teutschen landt […] Ist das schönste thall in Germania („la plus belle vallée de Germanie"). Was nun die Rechtfertigung der von den Armeen Ludwigs XIV. – an deren Spitze Turenne gestanden habe – verübten Massaker durch die Notwendigkeit, „gute Ordnung" im Elsaß zu schaffen, betrifft, so verrate diese Analyse in Wirklichkeit eine eines guten Historikers, möge er auch agrégé und Doktorand sein, unwürdige Haltung.

Ettwiller fuhr fort: „Im Gegensatz zu dem, was M. Vaillot behauptet, hat die Provinz Elsaß keine ausgesprochene gemeinsame Identität geschaffen, denn Ludwig XIV. hat das Territorialpuzzle nicht zerstört. Die kulturelle elsässische Identität, auf die Bindung an die deutsche Kultur im französischen Rahmen gegründet, erscheint erst im 19. Jahrhundert mit Dichtern wie Ehrenfried Stoeber. Die politische elsässische Identität wird nach 1871 geboren, als das elsässische Volk den mehrheitlichen Bestandteil einer neuen territorialen Einheit, des Reichslandes, bildet: die Forderung nach einer wirklichen Autonomie für Elsaß-Lothringen im Rahmen des Deutschen Reiches ergreift rasch alle politischen Kräfte des Landes. Das Ziel ist mit der Verfassung von 1911 fast erreicht, die Elsaß-Lothringen gleichsam unter die deutschen Bundesstaaten einreiht."

Ettwiller schloß mit den Worten: „M. Vaillot verläßt noch einmal die Haltung eines Historikers, wenn er über diejenigen, die dieses Statut erzielt haben, und diejenigen, die es, nachdem es 1918 beseitigt worden war, wiedererlangen wollten, urteilt, sie hätten ‚das Unglück des Elsaß verursacht'. Eine geschichtlich unhaltbare Behauptung. Was ist ‚das Unglück des Elsaß'? Wenn es sich um die Toten der zwei Weltkriege handelt, so müßte M. Vaillot wissen, daß die elsässischen Autonomisten weder bei der Auslösung dieser Kriege noch bei der Zwangseingliederung eine Rolle gespielt haben. Dagegen kann der Historiker nur die Gleichzeitigkeit des Verschwindens des Autonomismus und der Ausrottung der elsässischen Dialekte feststellen."

Hinweis in eigener Sache

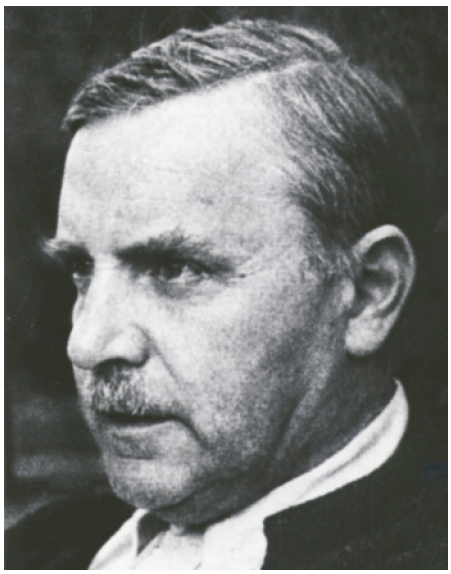
Die CD „Gruß aus dem Elsaß", die den Inhalt einer 1936 auf Veranlassung von Elly Heuss-Knapp hergestellten Schallplatte wiedergibt (siehe den Text in der Ausgabe 3 und 4/2018 des „Westens"), kann zum Preis von 15 EUR bei der Geschäftsstelle der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V." in Erfurt (Gustav-Freytag-Straße 10 b, 99096 Erfurt, rudolfbenl@online.de) bestellt werden.
Die vierseitig bedruckte Schallplattenhülle ist der neuen CD beigegeben.
Für alle Freunde des Elsaß bedeuten Text und Musik dieser CD eine bereichernde Erinnerung.

„Das Schloß Dürande“ – eine Oper wird ausgeschlachtet

von Harald Noth

Am 1. April 1943 wurde in der Staatsoper unter den Linden zu Berlin die Oper „Das Schloß Dürande“ von Othmar Schoeck uraufgeführt; sie sollte nach kurzem Erfolg ein nimmer enden wollendes Fiasko erleben. Der bedeutendste Schweizer Komponist des 20. Jahrhunderts hatte den aus dem badischen Markgräflerland stammenden Hermann Burte als Librettisten gewonnen; der deutsche und alemannische Dichter schrieb die gleichnamige Prosavorlage Joseph von Eichendorffs in gereimte Verse um. Die musikalische Leitung der Erstaufführung hatte Robert Heger, ein gebürtiger Straßburger, der in der Münsterstadt auch seine musikalische Karriere als Opernkapellmeister begonnen hatte und später an verschiedenen deutschen und österreichischen Opernhäusern wirkte.

Die Uraufführung war sehr prominent besetzt und wurde auch im Rundfunk übertragen. Das Publikum und auch der Komponist selbst waren begeistert. Der Korrespondent der Neuen Züricher Zeitung, Ernst Isler, telegrafierte an das Blatt: „In Libretto und Komposition ist das Werk eine ausgesprochen große Oper“. Doch schon am 14. April schlug förmlich eine Bombe ein: Reichsmarschall Hermann Göring, als preußischer Ministerpräsident Vorgesetzter der vom preußischen Staat unterhaltenen Theater, schickte an Heinz Tietjen, den Generalintendanten der Preußischen Staatstheater, ein wütendes Telegramm. Er schrieb: „Habe soeben das Textbuch der zur Zeit aufgeführten Oper Schloß Durande gelesen, es ist mir unfaßbar wie die Staatsoper diesen aufgelegten Bockmist aufführen konnte. Der Textdichter muß ein absolut Wahnsinniger sein. Jeder einzige, dem ich nur einige Zeilen vorgelesen habe, verbittet sich das Weitere selbst zum Lachen, als absoluter Schwank ist es noch zu blöde. Ich wundere mich, daß unsere Mitglieder derartige Schafsrollen übernommen haben. Sie hätten sich insgesamt weigern sollen, diesen aufgelegten Bockmist zu singen.“ Göring hatte die Oper gar nicht gesehen, sondern nur das Textbuch gelesen. Auch der Dirigent bekommt sein Fett ab: „Entweder ist der Dramaturg oder Professor Heger der Schuldige an diesem Skandal. Wie konnte Professor Heger mir in Rom davon derart vorschwärmen.“ Die Oper wurde schon nach vier Vorstellungen abgesetzt; Aufführungen im Juni 1943 in Zürich hatten wenig Erfolg, ein Teil des Schweizer Publikums nahm Schoeck übel, daß er den deutschnationalen, 1936 auch NSDAP-Mitglied gewordenen Burte mit der Anfertigung des Librettos beauftragt hatte und die Oper in der Hauptstadt des nationalsozialistischen Deutschlands hatte uraufführen lassen.



Othmar Schoeck 1886–1957

Es war dies nicht das erste Mal, daß Hermann Burte mit seinen deutschnational geprägten Bühnenwerken den Unmut führender Nationalsozialisten erregte. Es sind auch despektierliche Äußerungen von Propagandaminister Goebbels bekannt, in denen er seine Werke „Katte“ und „Herzog und Henker“ (= „Herzog Utz“) schmäht; letzteres Werk sei „uns weltenweit fern“.

Nach den Mißerfolgen in den Vierzigerjahren verschwand das „Schloß Dürande“ in der Versenkung, sieht man einmal von einer stark gekürzten konzertanten Aufführung ab, die 1993 in Berlin stattfand. Der Unmut gegen den Textdichter blieb lebendig; der in der Schweiz tätige Musikhistoriker Chris Watson schrieb 2002 einen furchtbaren Verriß des Burte-Librettos, er endet mit den Worten: „Das Schloss Dürande wird man wahrscheinlich – nein, hoffentlich – nie wieder auf der Bühne zu sehen bekommen.“

Doch schon ein Jahrzehnt später regte sich neues Interesse für dieses „Schlüsselwerk der Schweizer Musikgeschichte des 20. Jahrhunderts“, der Chefdirigent des Berner Symphonieorchesters, Mario Venzago, hält diese Musik für „etwas vom Wunderbarsten, was Schoeck geschrieben hat. Es ist recht eigentlich sein opus summum.“ Der Wunsch, das Werk erneut aufzuführen, wurde übergroß. Dem stand ein ebenso großes Hindernis im Wege: das Libretto des „völkischen“ Dichters Hermann Burte. Die Oper sei durch den Burte-Text „nationalsozialistisch kontaminiert“, hieß es in den Schweizer Medien vielfach und in den deutschen sowieso. Der Schweizer Kulturbetrieb, normalerweise kritisch bis überkritisch gegenüber dem großen Kanton im Norden, unterscheidet sich hier nur wenig von der deutschen Kultur- und Medienwelt. Daß Göring den Text in Grund und Boden stampfte, macht die Nachgeborenen der zwölf Jahre nicht nachdenklich – nicht einmal in der Schweiz. Das wütende Telegramm gegen den „wahnsinnigen Textdichter“ ist verstörend und störend. Es gab Versuche, es als Ausbruch gegen die Opernmusik, den Part Schoecks, umzudeuten, so als Mario Venzago gegenüber der „Berner Zeitung“ sagte: „Ich habe nie herausgefunden, ob er [Göring] gemerkt hat, dass das Stück seine Ideologie nicht bedienen wollte, oder ob ihm der depressive Charakter der Musik auf die Nerven ging.“ Venzago geht hier darüber hinweg, daß Göring die Musik gar nicht kannte (obwohl ihm das bekannt gewesen sein dürfte, als er der Zeitung gegenüber die Äußerung tat), und läßt es dem Interviewer, Peter Wäch, auch durchgehen, daß er Goebbels (!) für den Telegrammschreiber hält. Rolf App meint in der Luzerner Zeitung: „Worüber sich das Nazi-Schwergewicht derart aufregt, bleibt unklar. (…) Der Textdichter Hermann Burte ist unverdächtig, da bekennender

Nationalsozialist.“ Nach dieser Lesart wäre dann das Göring-Telegramm ein nationalsozialistischer Affront gegen den schweizerischen Komponisten – ist es aber nicht. Es richtet sich gegen Burte und sonst niemanden.

Was nun am Wortlaut und am Inhalt genau nationalsozialistisch sein soll, darüber hören wir wenig. Simeon Thomson, ein Doktorand, der über die „Kontaminierung“ des Librettos arbeitete, hielt zu-nächst die negative Darstellung der Französischen Revolution durch Burte für ein Indiz nationalsozialistischer Ideologie. Die Rädelsführer der Revolution werden von Burte tatsächlich als fanatische, verbohrte Eiferer dargestellt – zum Verwechseln ähnlich mit den Nationalsozialisten. Vielleicht hat Göring sich hier getroffen gefühlt. Auch der Ausgang der Handlung, eine Explosion, in der das Schloß Dürande auseinanderfliegt und alle untergehen, konnte wie ein Menetekel an der Wand gelesen werden. Hitler und sein Anhang dagegen sahen die Französische Revolution als Vorstufe der eigenen Sache. Goebbels gibt in seinem Tagebuch ein Tischgespräch Hitlers wieder, in dem dieser die Französische Revolution über den Klee lobt.

Wie löst man nun den Gordischen Knoten, um so eine Oper in einer in politischer Korrektheit geknebelten Kulturwelt erneut aufführen zu können? Das Burte-Libretto mußte „entkontaminiert“ werden. Damit befaßte sich eine Forschungsgruppe an der Hochschule der Künste Bern unter Leitung von Thomas Gartmann. Mit einem riesigen, wissenschaftlich verbrämten Aufwand wurde der Burte-Text in die Mangel genommen und seine Ausweidung unternommen, mithin der Text, den der Komponist zum Bestandteil seines Werkes gemacht hatte. Sechzig Prozent des alten Librettos wurden herausgeschnitten und durch Originaltext der Eichendorffschen Vorlage und Textteile aus anderen Eichendorff-Werken ersetzt; dazu beauftragt war ein Berner Schriftsteller und Dichter namens Francesco Micieli. Das hat zur Folge, daß nun dramatischer Dialog Burtes durch Erzählung Eichendorffs unterbrochen wird, die oft in der dritten Person gehalten ist. Die Idee, Originaltext von Eichendorff zu verwenden, hatte schon die Rundfunkredaktion 1943, als sie bei der Ausstrahlung der Oper, deren gesungener Text schwer verständlich war, die Musik immer wieder unterbrach und einen Sprecher Text aus Eichendorffs Novelle lesen ließ. Dieses Vorgehen des Senders machte Sinn, das der universitären Forschungsgruppe um Thomas Gartmann nicht, es ist ein Einknicken im Zeitgeist und vor dem Zeitgeist und ein Frevel am Werk Burtes und Schoecks.

Dieses Produkt erfuhr dann Ende Mai, Anfang Juni 2018 zwei konzertante Aufführungen im Stadttheater Bern. Chefdirigent war der bereits zitierte Mario Venzago, er ist auch „verantwortlich für die musikalischen Anpassungen an den neuen Text“. Der aus Basel stammende Musikkritiker Peter Hagmann, durchaus kein Freund Burtes, merkte an, „die Schaffung eines neuen Librettos zur Musik Schoecks“ sei „ein in der Musikgeschichte singulärer Vorgang“, sieht man von Neutextierungen in der Barockzeit ab. Es habe auch Eingriffe in den Notentext gegeben; die Partitur sei den neuen, textlichen Gegebenheiten angepaßt worden – heute, so Hagmann, ein „eigentlicher Tabubruch“.

Neben „nationalsozialistischer Prägung“ wird dem Text Burtes vielfach auch ein hölzerner Bau und eine ungeschickte Reimerei vorgeworfen. Man greift hier die von Göring vorgeschobene Begründung wieder auf. Der Basler Musikkritiker fragt zu Recht: „… käme jemand auf die Idee, den Stabreimen Wagners – so er sie nicht aus ironischer Distanz heraus wahrzunehmen vermag – auf den Pelz zu rücken? Das Loblied auf die ‚heil’ge deutsche Kunst‘ aus dem ‚heil’gen deutschen Reich‘ in dessen ‚Meistersingern‘ zu eliminieren?“[1] Im März 2019 kam die kastrierte Oper auch szenisch auf die Bühne, und zwar – nein, nicht im Schweizer Meiringen, sondern in Meiningen im derzeit rot-rot-grün regierten Thüringen. Dort, im Meininger Staatstheater, hatte der Berner Oberländer Philippe Bach die musikalische Leitung.

1935 wurde die Oper „Die schweigsame Frau“ von Richard Strauss uraufgeführt, das Libretto stammte von einem Juden. Anders als heute bei der Schoeck-Oper duldete man im dritten Jahr der nationalsozialistischen Herrschaft den Text, man wollte aber den Namen des Dichters – es war Stefan Zweig – und damit die jüdische Abkunft des Librettos auf dem Programmzettel und auf den Plakaten verschweigen. Der Komponist widersetzte sich, drohte, er werde abreisen und der Uraufführung seines Werkes nicht beiwohnen, wenn Zweig nicht genannt würde. Er setzte sich durch. Wo sind heute Charaktere wie Richard Strauss?

Anmerkung des Schriftleiters:

[1] Hagmann unterlaufen in seiner Bezugnahme auf Richard Wagner gleich drei Fehler. Erstens ist der Ausfall auf Richard Wagners dichterischen Stil unangebracht. Richard Strauss, dem wohl ein zuverlässigeres Urteil darüber zuzutrauen ist als einem Peter Hagmann, bezeichnet in seinem Geleitwort zu seinem letzten Bühnenwerk, „Capriccio“, wenn er auf das bei Wagner herrschende „ideale Verhältnis von Singstimme und Orchester“ zu sprechen kommt, die Bühnendichtungen Wagners als „Verse, aus reinstem Gold der deutschen Sprache geschmiedet“, die „der Inhalt von tiefsinnigen und erhebenden Werken“ seien, „in denen eine richtige Abschätzung der Distanz von Bühne und Zuhörer vorwaltet, wie sie vorbildlich nur noch in Schillers dramatischen Gedichten sich findet“. Dieses Urteil eines hochgebildeten, genialen Musikers ist dem des Journalisten sicherlich vorzuziehen. Zweitens schreibt Wagner in der Schlußansprache des Hans Sachs und im Schlußchor der „Meistersinger von Nürnberg“ nichts vom „heil’gen deutschen Reich“. Das dürfte Hagmann sehr wohl wissen, er konnte sich die politisch korrekte Polemik aber offenbar nicht verkneifen. Bei Wagner heißt es vielmehr: „Zerging in Dunst das Heil‘ge Römische Reich, uns bliebe gleich die heil‘ge deutsche Kunst.“ Was Wagner schreibt, ist völlig zutreffend, denn der Reichstitel war zu Hans Sachs‘ Zeiten „Heiliges Römisches Reich“. Drittens ist sehr wohl schon jemand auf den Gedanken gekommen, an diesen Worten Wagners politisch korrekt – den Begriff gab es vor 70 Jahren noch nicht, die Sache aber sehr wohl – herumzupfuschen. Es war der linksliberale Musikwissenschaftler und Musikkritiker Hans Heinz Stuckenschmidt, der gleich nach dem 2. Weltkrieg forderte, es müsse in der Schlußansprache des Hans Sachs und im Schlußchor der „Meistersinger von Nürnberg“ fortan gesungen werden: „… uns bliebe gleich die heil‘ge europäische Kunst.“ Mittlerweile dürfte auch eine solche Version dem Diktat der political correctness nicht mehr entsprechen.

Gedanken nach einer Aufführung der Oper „Das Schloß Dürande“

Mit großem ideologischen Aufwand und unter Verbrauch erheblicher aus öffentlicher Hand stammender Mittel haben der Schriftsteller Francesco Micieli und der Dirigent Mario Venzago das von Hermann Burte verfaßte Textbuch zu Othmar Schoecks Oper „Das Schloß Dürande“ von seiner angeblichen nationalsozialistischen Kontaminierung „befreit“.[1] An die Stelle von etwa der Hälfte des von Burte stammenden Textes hat Micieli Texte von Eichendorff und Selbstverfaßtes gesetzt. Venzago hat die musikalische Stimmführung an den neuen Text – sagen wir es einmal vorsichtig – angepaßt. Das Ergebnis war in den vergangenen Monaten im Staatstheater Meiningen zu erleben, wo die Neufassung mehrmals aufgeführt worden ist.

Der schweizerische Gesandte im Deutschen Reich, Hans Frölicher, hat nach der Uraufführung der Oper, die 1943 an der Staatsoper zu Berlin stattfand, bemängelt, die Sänger hätten nicht deutlich genug artikuliert, so habe man vom Text nicht viel verstanden. Legt man diesen Maßstab an die Meininger Aufführung an, so ist das gleiche Urteil zu fällen. Die ganze Umdichterei war danach sinnlos, denn dem überwiegend aus Ausländern (insbesondere – aber bei weitem nicht nur – bei den Hauptpersonen, Armand, Gabriele, Renald) bestehenden Meininger Ensemble ist es 80 Jahre später ebensowenig gelungen, den Text verständlich über den Orchestergraben hinweg in den Zuschauerraum zu bringen. Ich habe am 30. Juni 2019 vielleicht fünf Prozent des Textes verstanden, obwohl ich vorher sowohl den originalen Text von Burte als auch die „Neubearbeitung“ gelesen hatte.[2] Erstaunlich gut verstand ich, als eine der Nebenfiguren in beiläufigem Parlando-Ton eines der schönsten Eichendorff-Gedichte (von Hans Pfitzner vor einhundert Jahren angemessen vertont) herunterhaspelte (eine wahre Barbarei!): „Es kommt wohl anders, als du meinst.“ Daß Eichendorff ein „größerer“ Dichter als Hermann Burte war (was unbestritten sein dürfte), wurde dem Publikum bei der in Meiningen im Vergleich mit der seinerzeitigen Berliner Aufführung wahrscheinlich noch spürbareren Textunverständlichkeit also gar nicht deutlich. 1943 hatten von der hervorragenden rumänischen Sopranistin Maria Cebotari und der Schwedin Rut Berglund abgesehen nur deutsche Sänger, also Muttersprachler, mitgewirkt. Die Mühe der Umdichterei hätte man sich unter diesem Gesichtspunkt ersparen können. Versuche, Opern, die unter einem angeblich schwachen Textbuch leiden, durch Umdichtung zu „retten“ – bei Webers „Euryanthe“ ist es mehrmals versucht worden –, mußten stets scheitern und müssen stets als in sich unkünstlerisch gewertet werden, weil Text und Musik eine Einheit darstellen. Im Falle der Schoeck-Oper gilt das unbedingt. Wenn jedoch vor zweihundert Jahren der Komponist selbst das von Helmina v. Chézy verfaßte Textbuch der „Euryanthe“ als mißglückt empfand, kann gleiches im Falle des „Schlosses Dürande“ gar nicht als Beweis gegen das Textbuch ins Feld geführt werden. Zu zahlreich sind die Belege dafür, daß Schoeck Burtes Libretto gebilligt hat.

Schoeck hat den Dichter schon geschätzt, bevor die gemeinsame Arbeit an der Oper begann. Am 22. September 1936 schrieb Schoeck an Burte: „Sie sind einer der Wenigen, die mein Gesicht erstrahlen liessen, wenn Sie jetzt zur Tür hereinkämen. Also hoffentlich darf ich das bald erleben!“ Es war Schoeck, der an Burte mit dem Vorschlag, gemeinsam eine Oper zu schreiben, herantrat. „Wollen wir eine Oper zusammen machen?! Ich hätte einen Stoff: ‚Das Schloss Dürande‘ von Eichendorff!“ Hans Corrodi, Freund und Biograph Schoecks, schreibt am 4. September 1937: „Schoeck hat grosse Hoffnungen: Burte habe Erfahrungen auf dem Theater, das Verse-Machen liege ihm“. Am 2. Januar 1938 schreibt Corrodi: „Von der Zusammenarbeit mit Burte ist er befriedigt: Burte sei sehr schön auf seine Wünsche eingegangen und habe sich gar nicht hochnäsig oder abweisend verhalten, im Gegenteil habe er seine Vorschläge angenommen. Seine Verse seien sehr geschickt und flüssig, er sei eben doch ein Dichter.“ Schoeck am 10. August 1938 an Burte: „Sie lasen mir auf der Fluh noch einige weitere Szenen vom IIIten. […] Es war ja alles ausgezeichnet!“ Am 27. August 1938 über den dritten Akt: „bin entzückt vom Text“. Am 18. November 1938 über den vierten Akt: „Ich bin entzückt“. Noch 1954 über den dritten Akt: „Meiner Meinung nach ist dieser Akt Burte nicht schlecht geraten.“ Im Frühjahr 1939: „Der 4te Akt ist herrlich geraten“. Am 7. September 1940: „Aber es ist hässlich, wenn ausgerechnet wir zwei miteinander zanken, wir, die doch wirklich einen guten Zusammenklang bilden.“ Am 26. April 1941 neben harter Kritik an „üblen Flickversen“ doch auch die Wertung, „die Verse seien flüssig, nicht erschwitzt, oft anschaulich, lebendig, balladenhaft-volkstümlich, klangvoll, kurz und prägnant“. Hans Frölicher, Gesandter der Schweiz in Berlin, nach der Uraufführung: „Das Textbuch von Burte ausgezeichnet“. Zwei Tage später schreibt er von dem „schönen Text von Burte“.

Die „Rechtfertigung“ ihrer Eingriffe in Text und Musik glauben Micieli, Venzago et consortes in der Behauptung zu finden, Schoeck habe den Text nachträglich bereits vorher Komponiertem unterlegt. Daß ein Dirigent wie Venzago auf einen solchen abwegigen Gedanken überhaupt kommen kann, ist erstaunlich. Er ist auch durch nichts gedeckt. Wenn Schoeck ohne Textvorlage komponiert hätte, hätte er wohl nicht mehrmals „mit Schmerzen“ (so am 11. Oktober 1937 Äußerung seiner Frau) auf Text von Burte gewartet. 1941 sagt Schoeck, er habe einen großen Teil der Oper im Sommer 1938 komponiert. „Die Skizzen wären viel rascher fertig geworden, wenn ich nicht immer auf den Text hätte warten müssen“. Daß Schoeck „die wesentlichen Themen“ schon hatte (wie er sich gegenüber Adolf Güntensperger äußerte), bevor er den Text besaß, besagt bei einem Werk, das sich des leitmotivischen Verfahrens Wagners bedient, nichts.[3] Auch Wagner fielen die Motive für einzelne Gestalten etwa des „Rings“ wohl schon bei der Konzeption des Ganzen ein, bevor die Verse der Dichtung niedergeschrieben

wurden. Und obwohl bei Wagner Dichter und Musiker ineins fielen, folgte die Komposition der Dichtung nach. Um so mehr gilt dies für Opern, bei denen Text und Musik von zwei verschiedenen Personen stammen. Die gut dokumentierte Zusammenarbeit von Richard Strauss und Hugo von Hofmannsthal zeigt das deutlich.

Geradezu eine Barbarei stellt die Plünderung von Eichendorffscher Lyrik zu Zwecken der Textersetzung dar. Ein Band mit Eichendorffs Gedichten wird für Micieli zum Steinbruch, was stellenweise geradezu komisch anmutende Wirkungen zeitigt, so wenn durch dieses Verfahren der Hofrat Dryander aus „Dichter und ihre Gesellen“ plötzlich in der Pariser Kaschemme, in der der dritte Akt spielt, namentlich genannt wird (weil das auch von Cesar Bresgen vertonte Gedicht „Mich brennt's in meinen Reiseschuh'n“ dem „Redner“ in den Mund gelegt wird). Solche Sinnlosigkeiten gibt es zuhauf.

Fast unerträglich wird es dort, wo Perlen der Eichendorffschen Lyrik geradezu „verheizt“ werden. Den Spruch „Es kommt wohl anders, als du meinst“ hat Hans Pfitzner wunderschön am Beginn seiner Kantate „Von deutscher Seele“ vertont. Bei Micieli und Venzago wird er beiläufig, einer Nebenfigur in den Mund gelegt, heruntergerattert. Der Vergleich tut weh. Ebenso schändlich ist das Gedicht „Klage“, in einem Orchesterlied von Pfitzner erschütternd vertont, behandelt. Von „dichterischen“ Eingriffen bleibt sogar Eichendorff selbst nicht verschont. Von dem Spruch „Der Sturm geht lärmend um das Haus“, in Pfitzners Eichendorff-Kantate eindrucksvoll musikalisch gedeutet, bleiben nur der erste und der vierte Vers übrig, zwischen die beiden wird ein Burte-Vers geschoben: haarsträubend sinn- und kulturlos!

Auf die Bemühungen von Venzago, Micieli und ihren „Mitstreitern“, im Textbuch von Burte Spuren der sogenannten Lingua Tertii Imperii (LTI), also der „Sprache“ des Dritten Reiches, zu finden, näher einzugehen lohnt sich nicht. Wer Burtes Text liest, mag ja das Urteil fällen, er sei sprachlich mißlungen (was auch für die Libretti der meisten Verdi-Opern gälte), Spuren des Nationalsozialismus wird er darin aber, wenn er unbefangen liest und nicht in der Absicht, zu finden, was er finden möchte und finden zu müssen meint, darin nicht entdecken. Der Briefwechsel der Protagonisten, der in dem von Thomas Gartmann herausgegebenen Sammelband wiedergegeben wird, macht aber deutlich, daß man mit genau dieser Absicht an das Textbuch herangegangen ist. Obwohl man sich ständig wechselseitig über den Schellenkönig lobt und auch mit der gegenseitigen Charakterisierung „genial“ nicht sparsam umgeht, sind die Äußerungen von wirklichem Sachwissen über die Zeit des Dritten Reiches und des zeitlichen Umfeldes desselben unbeleckt. Sie stellen ein einziges Zeugnis der Peinlichkeit dar. Offenbar genügt es den politisch Korrekten schon, wenn eine Oper zwischen 1933 und 1944 in Deutschland uraufgeführt worden ist, um sie ihnen als „nationalsozialistisch kontaminiert“ erscheinen zu lassen und dann von ihnen an den ideologischen Pranger gestellt zu werden.[4] Doch wahrscheinlich hätte es ohne den bewußten ideologischen Hintergrund die Fördermittel nicht gegeben, womit über Jahre hinweg das „Projekt“ der „Entnazifizierung“ von Schoecks Oper finanziert wurde. Was in Meiningen schließlich zu hören und zu sehen war, war das dürftige Ergebnis sich aufblähender Wichtigtuerei, dürftig insofern als man von dem „neuen“ Text kaum etwas verstand und, da die Oper völlig unbekannt ist, keiner der Zuhörer erkennen konnte, worin nun die „Umkomponierungsleistung“ Mario Venzagos bestand. Schließlich fehlte der Vergleichspunkt. Man hörte nur schöne spätromantische Musik, von Sängern und Orchester gut vorgetragen. Im Textbuch wurde für das Werk in verlegener Weise eine zweifache Titelei abgedruckt. Einmal heißt es, einigermaßen korrekt: „Libretto von Francesco Micieli unter freier Verwendung von Texten von Joseph von Eichendorff, auf der Basis des originalen Opernlibrettos von Hermann Burte“, auf der Folgeseite dagegen: „Libretto von Francesco Micieli“. In der Außenwerbung war jedoch ausschließlich Micieli als Librettist genannt worden, waren der Name von Burte, von dem die ganze dramaturgische Einrichtung sowie fast die Hälfte des Textes stammten, und der von Eichendorff, der sich gegen den Mißbrauch seiner schönsten Verse nicht hatte wehren können, unterschlagen worden. Jeder mag sich darüber seine eigenen Gedanken machen.

Dr. Rudolf Benl

Anmerkungen:

[1] Zum Folgenden siehe: Zurück zu Eichendorff! Zur Neufassung von Othmar Schoecks historisch belasteter Oper „Das Schloss Dürande“. Hrsg. von Thomas Gartmann, Zürich 2018. Daraus stammen auch alle Zitate.

[2] Sogenannte Übertitel wurden oberhalb der Bühne angezeigt, ein seit Jahrzehnten in deutschen Operntheatern eingeführter musik- und kunstwidriger Brauch, der das Gesamtkunstwerk in Musik und Text, in Bühne und Buch auflöst. Der Eindruck muß aber als Gesamtheit gewonnen werden oder wird überhaupt nicht gewonnen. Ich habe in Meiningen darauf verzichtet, oberhalb der Bühne „mitzulesen“.

[3] Ein in der großen Opernliteratur fast einzig dastehender Fall einer vor der Betextung komponierten Melodie ist das Schlußduett des „Rosenkavaliers“. Hofmannsthal mußte bei der Texterstellung die schon vorliegende Melodie zugrunde legen.

[4] Da die Schranken nun einmal niedergerissen sind, werden wohl auch andere Werke, die nach 1933 uraufgeführt worden sind, politisch korrekter Umarbeitung anheimfallen. Einige zum Beispiel der Bühnenwerke von Richard Strauss bieten sich an. Und man wird bei den während dieses Jahrzehnts uraufgeführten Werken nicht Halt machen. Wir leben in totalitären Zeiten.

Weisheit aus dem Elsaß

„wésse welle mer
wás mer sen gsen
wésse welle mer wer mer sen
eerscht nô kenne mer bstémme
wás mer welle ware“

(André Weckmann)

Die Bibliothek von Schlettstadt – ein Museum des elsässischen Humanismus

Der Verfasser dieser Zeilen, Wissenschaftlicher Bibliothekar an der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, hat während einer Urlaubsreise, die ihn durchs Elsaß führte, auch die Bibliothèque Humaniste, die Humanistenbibliothek, zu Schlettstadt besucht. Es stellt sich natürlich die Frage: Fällt einem Bibliothekar in der Freizeit nichts Gescheiteres ein, als eine Bibliothek zu besuchen? Ja und nein: Immerhin gehört die Humanistenbibliothek gemäß der Ansicht vieler Elsässer zu den drei großen Kulturdenkmälern der Region – neben dem Straßburger Münster und dem Isenheimer Altar. Das dürfte Anlaß genug sein (auch wenn die zwei Stunden des Bibliotheksaufenthalts für meine Kinder vielleicht nicht so interessant gewesen sind wie für mich).

Das fast in der geographischen Mitte des Elsaß liegende Schlettstadt wird von der sich in über 750 Metern erhebenden Hohkönigsburg überragt. Die weithin in die Oberrheinebene sichtbare Burgruine ließ vor über einem Jahrhundert, in den Jahren 1900 bis 1908, der damalige Eigentümer, Kaiser Wilhelm II., auf Staatskosten durch den als Burgenforscher qualifizierten Architekten Bodo Ebhardt (1865–1945) in idealisierter Weise aufwendig wiederherstellen. Heute ist sie ein gewaltiger Touristenmagnet. Dem entspricht nicht die Bedeutung der Burg, die sie im Mittelalter gehabt hatte, obschon sie zum Eigengut der im Elsaß reich begüterten Hohenstaufen, die das mittelalterliche Römisch-Deutsche Reich von 1137 bis 1254 regierten, gehörte. Später war die Burg im Besitz von wenig bedeutenden Familien, wurde im Dreißigjährigen Krieg 1633 von den Schweden zerstört und verfiel danach immer weiter.

Das heute gut 15 000 Köpfe zählende Schlettstadt hatte im Spätmittelalter etwa 4 000 Einwohner, knapp ein Viertel der Zahl Straßburgs. Das Mittelalter ist noch an vielen Stellen in der Bausubstanz erkennbar. Beherrscht wird das Stadtbild vom Turm des Münsters St. Georg, der in vielem an das Straßburger Münster erinnert. 1292 verlieh der römisch-deutsche König Adolf von Nassau (1291–1298) dem Ort die Stadtrechte. Der Bund Schlettstadts mit neun weiteren elsässischen Kleinstädten im Zehnstädtebund, der sogenannten Dekapolis, wurde von Kaiser Karl IV. 1354 von Reichs wegen anerkannt. Die weiteren Bundesmitglieder waren im Unterelsaß Weißenburg, Hagenau, Oberehnheim sowie Rosheim und im Oberelsaß Colmar, Kaysersberg, Türkheim, Münster und Mülhausen. 1511 kam Landau hinzu, während Mülhausen 1515 wegen seines Beitritts zur schweizerischen Eidgenossenschaft ausschied. 1358 verjagten die Schlettstädter die ortsansässigen adeligen Familien aus ihrer Stadt. In den nächsten Jahrhunderten bestimmten die inneren Geschicke der Gemeinde allein die Bürger. Etwas unklare Formulierungen im Westfälischen Frieden von 1648 waren dem sogenannten Sonnenkönig Ludwig XIV. (1643/61–1715) Grund genug, die Dekapolis 1673 – durchaus gegen den Willen der Betroffenen – gewaltsam der französischen Herrschaft zu unterwerfen.

Die Humanistenbibliothek hat ihr Domizil im Herzen der Altstadt, nur wenig entfernt von den beiden Hauptkirchen der Stadt, einem romanischen Bau, der der heiligen Fides geweiht ist, und der bereits erwähnten gotischen Kirche St. Georg. Der Eingang liegt etwas versteckt an der Rückseite des seit 1889 von der Bibliothek genutzten Gebäudes. Die Vorderseite ziert die weithin sichtbare Aufschrift in deutscher Sprache „Stadtbibliothek Stadtmuseum“ – richtiger wäre heute: Bibliotheksmuseum –, die dem musealen Charakter der Bibliothek in wunderbarer Weise entspricht. Unspektakulär sind hingegen der Eingangsbereich und das Treppenhaus – alles Wesentliche befindet sich im Obergeschoß. Dort betritt man zunächst den noch allgemein zugänglichen Bereich, der zugleich als Lesesaal dient. Die Grundfläche ist recht begrenzt, das zwingt zu dieser Bündelung der Funktionen. In unmittelbarer Nähe des Rucksacktouristen, der für eine Eintrittskarte in das Museum 3,70 € bezahlt oder eine der Publikationen erwirbt, sitzt, über eine mittelalterliche Handschrift oder einen Wiegendruck gebeugt, der ernsthaft studierende Forscher.

Mit der Eintrittskarte ausgestattet darf man das eigentliche Heiligtum betreten. Von dem kostenlos erreichbaren Vorraum ist es durch ein kunstvoll gestaltetes schmiedeeisernes Gitter abgetrennt. Hinter dem Gitter eröffnet sich ein recht langer, aber nur mäßig breiter Saal. Darin sind insgesamt fünf große Schaukästen aufgestellt, die besondere Kostbarkeiten der Bibliothek bergen und reichhaltige kulturhistorische Informationen, insbesondere zum Zeitalter des Humanismus, bieten. Der eigentliche Reiz des Raumes wird aber durch die Gewölbe zu seiner Linken und Rechten erzeugt. Dort sind in ehrwürdigen Regalen die älteren Druckbestände aufgestellt. Nur durch eine Kordel abgetrennt, sind die Bücher fast zum Greifen nahe. Abgerundet wird die Optik durch mehrere im Raum untergebrachte Kunstwerke aus dem Spätmittelalter oder der frühen Neuzeit, zum Beispiel mehrere Holzplastiken und ein bemaltes Kirchenfenster, alles aus dem Elsaß stammend.

Die Humanistenbibliothek hat im wesentlichen zwei Wurzeln. Einerseits geht sie auf die Bibliothek der berühmten Schlettstädter Lateinschule zurück, aus der eine ganze Reihe bedeutender Persönlichkeiten hervorgegangen sind. Andererseits geht sie auf einen ihrer berühmtesten Schüler, den hervorragenden Philologen Beatus Rhenanus, zurück. Städtische Lateinschulen gab es im ausgehenden Mittelalter nicht wenige, aber warum erlangte gerade die von Schlettstadt eine besondere Bedeutung? 1441 war die Leitung der Schule vakant. Der Magistrat der Stadt und der Pfarrer von Sankt Georg – beiden oblag die Aufsicht über die Schule – einigten sich auf den Westfalen Ludwig Dringenberg (gestorben 1477). Der an der Universität Heidelberg zum Magister ausgebildete Dringenberg war noch ganz der herkömmlichen Frömmigkeit und den christlichen Autoren verhaftet. Den Lateinunterricht jedoch revolutionierte er, indem er die Schüler nicht mehr die ihnen verhaßten, aber durch den langen Gebrauch kanonischen Werke des mittelalterlichen Grammatik-

unterrichts, die voll von gelehrtem Ballast waren, auswendig lernen ließ, sondern die Fremdsprache mit gesundem Menschenverstand in der Muttersprache erklärte. Großes Gewicht legte er auf die Lektüre antiker Texte, insbesondere der Kirchenväter, weniger der heidnischen Klassiker. Sobald die Sprachkenntnisse ausreichten, lasen und interpretierten die Schüler lateinische Texte und vervollkommneten dadurch zusehends ihre passiven und aktiven Fertigkeiten im Lateinischen.

Der große Erfolg gab Dringenberg recht. In den kommenden Jahrzehnten besuchten Tausende von Schülern die elsässische Kleinstadt. Am Anfang des 16. Jahrhunderts besuchten wahrscheinlich rund 900 Zöglinge gleichzeitig die Einrichtung. Humanismus und Schulwesen hatten ein enges Bündnis geschlossen. Sowohl die protestantischen Gymnasien im Gefolge Melanchthons (1497–1560 als auch die Jesuitenkollegien waren hier vorgeprägt. In ihrer Wirkung kann man die Schlettstädter Lateinschule durchaus als ein Schulpforta der frühen Neuzeit sehen.

Fast gleichzeitig mit dem Wirken Dringenbergs verpflanzte sich die Geistes- und Bildungsbewegung des Humanismus – die Hinwendung zur klassischen Antike und die Glorifizierung ihrer Autoren – aus Italien nach Deutschland. Als Geburtsjahr kann man 1442 ansehen, als der hervorragende Humanist Enea Silvio Piccolomini (1405–1464, seit 1458 Papst Pius II.) von Kaiser Friedrich III. (er regierte von 1440 bis 1493) auf dem Frankfurter Reichstag zum Dichter gekrönt und anschließend zum Sekretär seiner Kanzlei ernannt wurde. Für einige Jahrzehnte war Enea Silvio der am meisten gelesene Autor nördlich der Alpen. Er wirkte freilich mehr auf die Schlettstädter Schüler als auf den bis zu seinem Tod 1477 pädagogisch tätigen Dringenberg.

An der Errichtung einer Schulbibliothek dürfte Dringenberg indes maßgeblichen Anteil gehabt haben. Der Grund ist naheliegend: Im damaligen Schulunterricht trug der Lehrer die lateinischen Originaltexte vor, die Schüler schrieben sie in einem Übungsheft mit und versahen den Text – je nach ihrem persönlichen Arbeitsstil – mit Erläuterungen, Übersetzungshilfen und sonstigen Kommentaren. Der Lehrer benötigte also für den Vortrag eine textliche Grundlage.

1452 verstarb Johannes von Westhausen, der Pfarrer von Sankt Georg. An der Berufung Dringenbergs hatte er seinerzeit maßgeblichen Anteil. In eines der Amtsbücher der Pfarrei ist eingetragen, er habe seine Bücher der Schulbibliothek vermacht, die unlängst gegründet worden sei. Damit kann ihre Entstehungszeit ziemlich genau bestimmt werden. Erster Aufbewahrungsort der Bücher war übrigens der Archivraum der Kirche. Das Ambiente dieses in alten Zeichnungen wiedergegebenen Raumes war 1920 Vorbild für die Gestaltung des ersten Seitengewölbes der Humanistenbibliothek, des Beatus-Rhenanus-Saales.

In den Jahrzehnten darauf folgten weitere Buchschenkungen überwiegend christlichen Inhalts. Dringenbergs eigene Bücher landeten in der Bibliothek, ebenso die der aus Schlettstadt gebürtigen und dort wirkenden Geistlichen Johannes Fabri (gestorben 1470) und Martin Ergersheim (1460–1535). Die meisten noch heute erhaltenen Klassikerausgaben der Schulbibliothek beruhten nicht auf einem Legat, sondern wurden in der Regel aus einem der prosperierenden Orte der Wiegendruckproduktion, nämlich Venedig, beschafft.

Auch der bedeutende Jakob Wimpfeling (oder Wimpheling) (1450–1528) überließ der Bibliothek einige Bücher, allerdings kein einziges der von ihm selbst verfaßten. Heute gehören 62 Schriften Wimpfelings zum Bestand der Bibliothek. Aus den Werken dieses in Schlettstadt geborenen und gestorbenen Humanisten kann vieles aus dem damaligen Schulbetrieb rekonstruiert werden. Er wirkte zunächst als Hochschullehrer an der Universität Heidelberg, dann als Prediger in Speyer und schließlich als Privatgelehrter in Straßburg und Schlettstadt. In beiden elsässischen Orten gründete und leitete er literarische Gesellschaften. Von sehr nationaler Gesinnung nahm er zu aktuellen Fragen seiner Zeit dezidiert Stellung und schrieb oft mit scharfer Klinge, allerdings nicht immer mit den besten Argumenten. Bekannt ist seine Fehde mit dem Franziskanermönch Thomas Murner (1475 bis um 1537), der später in seinem Epos „Von dem großen Lutherischen Narren“ den Reformator mit viel Witz verspottete. Wimpfeling warf Murner zu Unrecht vor, ein Vertreter französischer Interessen zu sein. Im Auftrage Kaiser Maximilians I. (1493–1519) formulierte er die gegen die kirchlichen Mißstände gerichteten Beschwerden, die „Gravamina nationis gemanicae“. Sie wurden in die Wahlkapitulation von Maximilians Nachfolger, Karl V. (1519–1556, gestorben 1558), aufgenommen, die vor der Wahl schriftlich fixierten Vereinbarungen des künftigen Herrschers mit seinen Wählern, den Kurfürsten.

Mit der 1505 erschienenen, ebenfalls nicht fehlerfreien „Epitome rerum Germanicarum usque ad nostra tempora“ (Auszug aus den deutschen Angelegenheiten bis auf unsere Tage) verfaßte Wimpfeling die erste Geschichte Deutschlands, die nur dieses sein will. Er fängt bei den Kimbern und den Teutonen an und endet in der eigenen Zeit. Gedacht hatte Wimpfeling die Epitome als Lehrwerk für den Schulunterricht. Seiner Heimatregion kommt in dem Werk besondere Bedeutung zu. Zu einem herausragenden Ereignis stilisiert er die Erfindung des Buchdrucks in Straßburg. Daran ist soviel richtig, daß Gutenberg (um 1400–1468) ab 1434 zehn Jahre seines Lebens dort verbrachte und in Straßburg bereits an seiner großen Erfindung arbeitete.

Der andere Schwerpunkt seines literarischen Wirkens zielte auf die Erziehung und die Reform des Schul- und Universitätsbetriebs. Einen ganz wesentlichen Anteil an der sittlichen Formung und Bildung der Jugend billigte er dem Lateinunterricht zu. Er entwarf das Projekt eines Gymnasiums in Straßburg. Dieser Entwurf mündete mit mancherlei Modifikationen schließlich 1538 in die Gründung der Hochschule – zunächst Gymnasium und Universität in einem –, an der später Goethe seine akademische Ausbildung beenden sollte. Die pädagogischen Bemühungen trugen Wimpfeling den Ehrentitel eines Praeceptor Germaniae, eines Lehrmeisters Deutschlands, ein. Teilen muß er sich diese Würde mit dem der Karolingerzeit entstammenden Abt von Fulda und Erzbischof von Mainz Hrabanus Maurus (780–856) und dem Reformator Philipp Melanchthon.

Wie Erasmus von Rotterdam (1465–1536) brachte Wimpfeling anfänglich Luther und der Reformation Sympathien entgegen, blieb aber beim herkömmlichen Glauben. Auch das kleine Schlettstadt entschied sich – anders als das große Straßburg – gegen die Reformation. Für die

Schule bedeutete das die Katastrophe. Seit 1510 amtierte als Rektor der ebenfalls aus Schlettstadt stammende Johannes Sapidus (eigentlich Hans Witz, 1490–1561), der die Schule trotz der riesigen Schülerzahl äußerst erfolgreich organisierte. Auch führte er den Griechischunterricht ein. Bald entwickelte er sich zu einem begeisterten Parteigänger Luthers. Nach dem Bauernkrieg (1523–1525), der für die in Glaubensfragen sehr gespaltene Gemeinde eine Zerreißprobe bedeutet haben muß und mehrere Todesurteile zur Folge hatte, sah er vor Ort für seine Anliegen keine Zukunft mehr und bat 1525 um seine Entlassung. Er ging nach Straßburg. Obschon sich der Schlettstädter Magistrat weiterhin um befähigte Schulleiter bemühte und solche auch fand, blieben die Schüler aus. Die Anziehungskraft der Schule endete im wesentlichen an der Stadtgrenze. Und bald war die Straßburger Konkurrenz übermächtig.

Im Zusammenhang mit der Reformation darf nicht unerwähnt bleiben, daß Schlettstadt der Bewegung mit Martin Bucer (eigentlich Butzer) (1491–1551) eine ihrer bedeutendsten Erscheinungen schenkte. Der Dominikanermönch wurde bereits 1518 nach dem Auftreten Luthers auf dem Heidelberger Augustinerkonvent einer von dessen Anhängern. Ab 1523 wirkte er vor allem in Straßburg erfolgreich als Reformator. Als geborener Organisator und Diplomat bemühte er sich um eine Vermittlung in den Abendmahlsstreitigkeiten zwischen Luther und Zwingli. Maßgeblich ist sein Anteil an der Wittenberger Konkordienformel von 1536, die in der Abendmahlsfrage die Einheit des nord- und des süddeutschen Protestantismus herstellte, allerdings die Schweizer nicht einbezog. Nach Zwinglis Schlachtentod (1531) war Bucer der entscheidende Mann der Reformation in Oberdeutschland. Konsequent lehnte er das auf dem Reichstag erlassene Augsburger Interim von 1548 ab – es war der bislang letzte halbwegs erfolgreiche Versuch, die Konfessionen zu einen – und wählte sich England als Exil. Dort wirkte er bis zu seinem Tode für die Reformation. Viel schroffer als Luther weist er in seinem humanistischen Geist alles Katholische und Mittelalterliche in Theologie, Frömmigkeit und Gottesdienst zurück. Bucer war wohl der beste Exeget unter den deutschen Reformatoren. Die Prädestinationslehre Calvins (1509–1564) – dieser hielt sich von 1538 bis 1541 in Straßburg auf – ist bei ihm vorgebildet. Die Konfirmation hat in ihm ihren geistigen Vater.

Es wurde bereits erwähnt, daß die Humanistenbibliothek eine zweite Wurzel in der Privatbibliothek des großen Humanisten Beatus Rhenanus (eigentlich Beat Bild, 1485–1547) besitzt. Dieser, ein von Hause aus begüterter Schlettstädter, konnte im Laufe seines Lebens eine stattliche Büchersammlung aufbauen. Wenige Tage vor seinem Tode vermachte er der Heimatstadt seine größte Kostbarkeit. Die Sammlung umfaßt rund 760 in Leder gebundene Bände voll gelehrter Anmerkungen, die ungefähr 2 000 verschiedene Titel enthalten, da in vielen Bänden bis zu zwanzig verschiedene Werke zusammengebunden sind. Für die damalige Zeit ist das ein ganz außergewöhnlicher Bücherbestand. Er ist weitgehend unversehrt auf uns gekommen. Sein Wert wird dadurch noch gesteigert, daß er neben der weniger bedeutenden des St. Galler Reformators Joachim Vadian (1484–1551) die einzige erhaltene Gelehrtenbibliothe der damaligen Zeit ist. Dies ist für die Geistes- und Bibliotheksgeschichte des Humanismus ein außerordentlicher Glücksfall. Beatus Rhenanus hat in fast jedes Buch eingetragen, wann er es erworben hat. Insofern können wir das allmähliche Wachsen seiner Bibliothek genau nachvollziehen. Bereits mit fünfzehn Jahren begann er, lateinische Klassikerausgaben zu erwerben. Eine besondere Pretiose ist sein Schulheft. Es vermittelt uns wesentliche Einblicke in die Unterrichtsgestaltung an der Schlettstädter Schule. Heute haben die nebeneinander aufgestellten Werke einen Ehrenplatz in der Humanistenbibliothek: im Beatus-Rhenanus-Saal, dem ersten Seitengewölbe, der gleich links vom Eingang liegt. Auch rund 250 Briefe des Humanisten an durchweg bekannte Zeitgenossen sowie an ihn gerichtete Schreiben befinden sich im Bestand der Bibliothek.

Nach einem Studium in Paris, das dem von nationalem Denken im Gefolge Wimpfelings und anderer Elsässer geprägten jungen Schlettstädter eine entscheidende Horizonterweiterung vermittelte, verbrachte Beatus Rhenanus sein weiteres Leben als überaus produktiver Privatgelehrter in Basel und vor allem in seiner Heimatstadt, unterbrochen von zahlreichen Reisen. Zurückgezogen lebend, verachtete er Ehrungen der Öffentlichkeit, wie sie vielen anderen Humanisten doch sehr willkommen waren. Die beiden Schwerpunkte seiner Arbeit waren ihm als Philologen zum einen die Edition und Kommentierung antiker Texte, zum anderen aus einem nationalen Impetus heraus die Erforschung der Vor- und Frühgeschichte Deutschlands. Bereits als Student arbeitete er als Korrektor bei der Edition lateinischer Texte für die Pariser Offizin des Henri Estienne (latinisiert Stephanus, um 1460 bis 1520). Später wirkte er für den Basler Drucker Johann Froben (um 1460 bis 1527), den Verleger des Erasmus. Mit diesem verband Beatus Rhenanus eine innige und lebenslange Freundschaft. Und Erasmus, der König der Humanisten, vertraute dem scharfen Urteil des Jüngeren.

Wir verdanken Beatus die kommentierte Edition einer ganzen Reihe von Texten der christlichen Antike, der Werke des frühen Apologeten Tertullian (um 160 bis um 225), der von Rufinus (um 345 bis 410) besorgten und im Mittelalter stark benutzten lateinischen Übersetzung der Kirchengeschichte des Eusebios (um 260 bis 339) und der gleichfalls im Mittelalter oft zitierten kirchengeschichtlichen Kompilation Cassiodors (1. Hälfte des 6. Jahrhunderts), der sogenannten „Historia ecclesiastica tripartita“. Neben einigen kleineren Texteditionen veröffentlichte er einen Kommentar zu der ebenfalls im Mittelalter stark beachteten Naturgeschichte des älteren Plinius (23–79), der ersten erhaltenen Enzyklopädie überhaupt, und er arbeitete an der ersten Gesamtedition des römischen Historikers Livius (59 v. Chr. bis 17 n. Chr.) entscheidend mit. Er verfertigte lateinische Übersetzungen der Werke der frühbyzaninischen Historiker Prokop (um 500 bis um 560) und Agathias (um 530 bis um 580) und edierte die Werke des Jordanes (6. Jahrhundert), des Verfassers einer wertvollen Geschichte der Goten. Aber auch Zeitgenössisches gab Beatus Rhenanus heraus, zum Beispiel eine verbesserte Neuauflage der „Epitome rerum Germanicarum“ Wimpfelings. An der Druckvorbereitung vieler Schriften seines Freundes Erasmus hatte er entscheidenden Anteil, die erste Gesamtausgabe des

Erasmischen Werkes (1540) wurde von ihm betreut, und er schrieb die erste Erasmus-Biographie.

Für die deutschen Humanisten gehörte das Wiederauffinden der Texte des großen römischen Historikers Tacitus (um 55 bis um 120) zu den aufregendsten Ereignissen, insbesondere die Entdeckung seiner ethnographischen Schrift „Germania“, mit der er den Sitten und Gebräuchen der römerzeitlichen Germanen eine eigene Monographie widmete. Die Herstellung eines Bezuges zwischen Deutschen und Germanen war damals nicht neu. Das ganze Mittelalter über verwendeten Historiker die Begriffe Germani und Germania im wesentlichen unterschiedslos für die Antike und die eigene Gegenwart. Es wäre wohl zu spitzfindig, ihnen zu unterstellen, daß sie dabei ganz unterschiedliche Assoziationen gehabt hätten. Der große Unterschied zur Zeit davor besteht in dem von Stolz erfüllten Bekenntnis der Humanisten zu den Germanen als den eigenen Vorfahren, den Bezwingern der Römer. Beflügelt wurde diese Auffassung ganz besonders durch die Taciteische Darstellung der Germanen als „edle Wilde“ und nicht als minderwertige Barbaren und seine Behauptung, die Germanen seien die Ureinwohner eines Landes ganz ohne spätere Zuwanderungen.

Beatus Rhenanus war nicht der erste, der eine Tacitus-Gesamtausgabe besorgte (1519). Aber er verbesserte den Text und ergänzte ihn durch einen umfänglichen Kommentar, in dem er die Eigennamen mit Germanenbezug ausführlich erläuterte. Er war ein überaus kritischer Geist und warnte deshalb nachdrücklich davor, die alten Verhältnisse ungeprüft auf die eigene Zeit zu übertragen. Mehrfach hob er auf die mutatio rerum, die Veränderung der Umstände, ab. Die Schriftsteller der prisca antiquitas – also der Antike – seien durch die der media antiquitas – also des Mittelalters – zu erläutern, wenn man ihre Angaben über Völker und Völkersitze recht verstehen wolle, schreibt er in seinem Kommentar. Übrigens dürfte der Terminus „media antiquitas“ – Mittelalter – in seinem Werk erstmals auftauchen.

Die Beschäftigung mit der Vorgeschichte mündete in sein historisches Hauptwerk, die 1531 veröffentlichten und bis 1693 mehrfach neu aufgelegten „Rerum Germanicarum libri tres“ (drei Bücher deutscher Angelegenheiten). Damit erfüllte er einen alten Humanistentraum, an dem sich mehrere Zeitgenossen seit rund 1500 vergeblich abmühten: die „Germania illustrata“ nach dem Vorbild der „Italia illustrata“ von Flavio Biondo (gestorben 1463). Diese sollte die deutsche Geschichte darstellen, die deutschen Landschaften beschreiben, von den Sitten und Gebräuchen seiner Bewohner berichten und ein Bild von Deutschlands Vergangenheit vermitteln.

Beatus Rhenanus besaß eine bessere Kenntnis der Autoren über die spätrömische Geschichte und die germanischen Völker als alle Gelehrten vor ihm. In seiner konsequent durchgeführten quellenkritische Methde gelang ihm die Formung des umfangreichen Stoffes. Auch Urkunden und Inschriften bezog er in seine Materialsammlung ein. Während das autoritätengläubige Mittelalter widersprüchliche Quellen meist unkommentiert nebeneinandergestellt hatte, gibt Beatus Rhenanus in diesen Fällen ein begründetes Urteil ab. Er geht nicht von fertigen Zuständen aus, sondern bringt die Erfahrung der mutatio, der Veränderung, ein und kann die Unterschiede zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart aufzeigen. Und er besitzt im Gegensatz zu den meisten seiner Zeitgenossen die Größe, in der Vergangenheit des eigenen Volkes schwarze Flecken aufzuzeigen.

Erhebliches Gewicht für die ethnische Zuordnung hat für ihn die Sprache. Als Beweis für die „deutsche“ Herkunft der Franken und damit Karls des Großen (er regierte von 768 bis 814) zitiert er die Eingangspartie der Evangelienharmonie Otfrids von Weißenburg (gestorben nach 871), des ersten Dichters unserer Literatur, dessen Name bekannt ist. Die Handschrift fand er während einer Reise in der Freisinger Dombibliothek. Der große mittelalterliche Herrscher ist für ihn allerdings nicht Karl, sondern Otto der Große (936–973). Als dessen besondere Leistung sieht er die Ausdehnung des deutschen Königreichs über die alten „deutschen“ Stämme der Burgunder und der Langobarden an. Er trägt in seinem Geschichtswerk Belege dafür zusammen, daß diese Stämme ursprünglich ein germanisches Idiom sprachen. Er macht aber auch deutlich, daß die linksrheinischen Gebiete den Römern von den Germanen entrissen wurden, während Wimpfeling großen Wert auf durchgehende germanische Besiedlung des Elsasses gelegt hatte, und er betont die Tatsache, daß die Germanen ihre Kultur dem Christentum zu verdanken hätten. Zuvor sei ihr einziges Gut die Freiheit, sie selbst aber seien Räuber gewesen. Und selbst ihre Nachfahren zu seiner Zeit besäßen noch viel von der Wildheit der Ahnen.

In den Tagen des Beatus Rhenanus waren die Klosterbibliotheken bereits durchstöbert und fast alle antiken Autoren wiederentdeckt. Einen wesentlichen Fund verdanken wir allerdings ihm. Im elsässischen Kloster Murbach fand er die einzige, heute verlorene Handschrift mit dem Text des römischen Historikers Velleius Paterculus (1. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.) und edierte sie. Der besondere Wert des Werkes liegt darin, daß Velleius an den Germanenfeldzügen unter Kaiser Augustus persönlich teilgenommen hat und daß er den einzigen erhaltenen zeitgenössischen Bericht über die sogenannte Hermannsschlacht (9 n. Chr.) bietet, in der der Cheruskerfürst den römischen Feldherrn Varus besiegte. Den interpretatorischen Fertigkeiten des Beatus Rhenanus verdanken wir die Erkenntnis, daß diese Schlacht nicht bei Augsburg geschlagen wurde, sondern in Westfalen. Seither wurde es üblich, den Osning Teutoburger Wald zu nennen. Den von Tacitus liebevoll charakterisierten Sieger Arminius, den die Humanisten zur Lichtgestalt der deutschen Vorgeschichte machten, berücksichtigte er erstaunlicherweise in seinen Werken nicht.

Beatus Rhenanus hatte großes Verständnis für die Anliegen der Reformation. Gleichwohl blieb auch er dem alten Glauben treu. Er war nicht nur ein bedeutender Philologe, sondern vor allem der erste kritische Historiker unter den Humanisten. Das macht die zahlreichen eigenhändigen Anmerkungen in seinen Büchern ganz besonders wertvoll. Insgesamt findet der spezifisch elsässische Humanismus mit seinen Versatzstücken aus „christlicher Moral“ und „Vaterland“ in ihm seinen mit Abstand größten Vertreter.

Die Schlettstädter schätzten den Wert der Büchersammlung richtig ein und brachten sie im Archivsaal der städtischen Kanzlei unter. 1573 und 1575 wurde die Bibliothek durch einige Geschenke des aus Schlettstadt stammenden kaiserlichen Sekretärs Jakob Taurellus (eigentlich Oechsel, 1524–1579) vermehrt. Er war der letzte

der Wohltäter, die ihrer Heimatstadt Buchgeschenke zukommen ließen.

Die Zeit danach war eher von Verlusten gekennzeichnet. Das am Anfang des 17. Jahrhunderts in Schlettstadt entstandene Jesuitenkolleg dankte der Gemeinde die Dauerleihgabe der Bibliothek nicht. Als sich 1709 Magistrat und Jesuiten überwarfen, mußten sie die Bücher zurückgeben. Manches fehlte, und in viele Werke hatten die Jesuiten ihre eigenen Besitzvermerke eingetragen. Ein noch schwererer Verlust entstand 1760, als rund vierzig der kostbarsten Wiegendrucke im Tausch gegen neuzeitliche Bücher an die königliche Bibliothek in Paris abgeliefert werden mußten. Der Magistrat ergriff nun Maßnahmen zum Schutz der Bibliothek. Dazu gehörte die Verlagerung der Bestände in das Archiv von St. Georg, wo bereits die Schulbibliothek lagerte. Die beiden verschwisterten Sammlungen waren nun endlich vereint. In der Revolutionszeit konnte die Schlettstädter Bibliothek einiges aus den Beständen der aufgelösten geistlichen Institute der Stadt übernehmen, das meiste fiel leider den Zerstörungen und Plünderungen der Jakobiner zum Opfer.

Erst im 19. Jahrhundert kam es wieder zu bedeutenden Neuerwerbungen. Die Verwaltung der Bibliothek übernahmen begabte und wissenschaftlich gut ausgebildete Bibliothekare. Mehrere wertvolle Bücherstiftungen lokaler Sammler erweiterten die Bestände. 1840 zog die Bibliothek in das Rathaus um, und 1888/89 schließlich erhielt die Bibliothek ihr eigenes, noch heute genutztes Gebäude. Sie bezog die erst 1843 errichtete, aber zwischenzeitlich bedeutungslos gewordene Getreidehalle am Kornmarkt.

Die Ausstellung in dem Buchmuseum berücksichtigt noch weitere Schwerpunkte der Bibliothek. Eine Vitrine widmet sich dem Mittelalter und zeigt besonders kostbare Handschriften. Dazu gehört ein aus der Sammlung des Beatus Rhenanus stammendes Lektionar der Merowingerzeit (7. Jahrhundert), das älteste im Elsaß aufbewahrte Buch überhaupt. Dazu gehört weiterhin ein Traktat in deutscher Sprache, „Die minnende Seele“ des Franziskanermönchs und Erbauungsschriftstellers Otto von Passau (2. Hälfte des 14. Jahrhunderts). Die Abschrift erstellte 1430 der Schlettstädter Schuhmacher Jakob Leistenmacher. Ob es damals bereits eine deutsche Schule in der Stadt gab, läßt sich nicht mehr ermitteln. Auf jeden Fall kann dem Ausbildungsniveau der Bürger ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt werden.

Die zweite Vitrine beschäftigt sich mit dem frühen Buchdruck im Elsaß. Mehrere Frühdrucker stammten aus Schlettstadt, insbesondere der berühmte Johannes Mentelin (um 1410–1478), der Erstdrucker von Straßburg und der einzige, der neben Johannes Gutenberg bereits vor 1460 Drucke herausgab. Wo und von wem er die Kunst erlernt hat, ist unbekannt. Lokale Sagen sahen in ihm noch im 19. Jahrhundert den Erfinder des Buchdrucks. Seine Alabasterbüste schmückt den Beatus-Rhenanus-Saal der Bibliothek. Ihm verdanken wir die erste in deutscher Sprache gedruckte Bibel. Zu nennen sind drei weitere in Schlettstadt geborene Frühdrucker, die gleichzeitig Gelehrte waren und die alle drei in Schlettstadt auch zur Schule gegangen waren: der zeitweise für Erasmus tätige Straßburger Drucker Matthias Schürer (um 1470–1519), sein Neffe Lazarus Schürer (gestorben 1530), der einzige in Schlettstadt tätige Buchdrucker, und der wiederum in Straßburg tätige Crato Mylius (eigentlich Kraft Müller, um 1503–1547). Straßburg gehörte zu den etwa dutzend Zentren des frühen Buchdrucks, wo die große Masse der Werke hergestellt wurde.

Eine weitere Vitrine beschäftigt sich mit den zahlreichen aus der elsässischen Kleinstadt stammenden Humanisten. Außer den bereits Erwähnten, Wimpfeling, Bucer, Sapidus und Taurellus, ist noch Jakob Spiegel (1483–1547), ein Neffe Wimpfelings, zu nennen, der verschiedene Positionen am Hof zu Wien bekleidete und ein mehrfach aufgelegtes Lexikon des Zivilrechts verfaßte.

Wie konnte es sein, daß aus einer so kleinen Stadt innerhalb eines so kurzen Zeitraum so viele überdurchschnittliche Begabungen hervorgingen? Zwar gibt es aus der damaligen Zeit noch keine Kirchenbücher, es ist aber anzunehmen, daß alle Genannten mehr oder weniger verwandt waren. Hinzu kommt der Genius loci, der seine schönste Blume in der Schule zum Knospen brachte. Letztlich kann das aber nicht alles erklären. Wir stehen also vor einem Mysterium. Bereits die Zeitgenossen bestaunten das Außergewöhnliche. Erasmus selber hat Schlettstadt ein Loblied in elegischen Distichen (Encomium Selestadii carmine elegiaco) gesungen. Es soll hier in der Übersetzung von Peter Schäffer auszugsweise wiedergegeben werden:

Edles Schlettstadt, wer hat zuerst
deine Grenzen gezeichnet
Und dir das Fundament
günstiger Auspizien gelegt?
Woher dein glücklicher Genius, dein
wohltätig freundlicher Schutzgeist,
Welches edle Gestirn
leuchtete dir zur Geburt?
Unscheinbar sei deine Fläche,
auch noch so bescheiden ummauert,
Weder unzählig dein Volk noch
überschwenglich dein Schatz.
Gibt es doch keine von allen im
Reiche blühenden Städten
Unter des Kaisers Macht,
die an Glück dich erreicht.
Dabei gedenke ich minder der
allseitig fruchtbaren Felder
Und des Ernteerfolgs,
den dir die Ceres verschafft,
Traubenbeladener Berge und
reicher Gewässer des Rheines,
Welche dir liegen im Blick,
noch der wärmenden Luft.
Schön und gewiß sind diese Güter,
doch teilst den Besitz du mit vielen,
Und an diesem Bestand siegst und
erliegst du zugleich.
Deine besondere Gabe ist die,
daß du, einzige kleine,
So viele Männer erzeugt,
reich an Geist und Verdienst.
So viele edlen Gesteine,
so viele Leuchten dem Erdkreis
Schenkst du, wie vielen sonst kaum
war jemals vergönnt.
So viele Meister des Geistes sind
deine wie damals der Kriegskunst
Vornehme Herren konnt‘ kaum
bergen das tückische Pferd.

... [es folgen die Aufzählung der berühmten Schlettstädter und eine Schlußpartie]

Der Glanz der Schlettstädter Lateinschule ist längst verblichen, die Kenntnis ihrer ehemals berühmten Schüler hat sich eher zu einer Angelegenheit von Spezialisten entwickelt. Und dennoch geht von der elsässischen Kleinstadt unverändert ein Strahlen aus. Es ist das des Weihnachtsbaumes, des Christbaums, dessen Idee hier, nach allem, was wir wissen, an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit geboren wurde.

Dr. Oliver Berggötz

Die Hanau-Lichtenberger

In der Ausgabe 3 und 4/2018 des „Westens“ ist die Geschichte der Herren bzw. Grafen von Lichtenberg dargestellt worden. Im folgenden wird ein Überblick über die Geschichte ihrer Nachfolger, der Grafen von Hanau-Lichtenberg, gegeben.

Nach dem am 15. Januar 1480 erfolgten Tode des Grafen Jakob von Lichtenberg wurde die Herrschaft Lichtenberg unter seinen beiden Nichten verteilt. Elisabetha, geboren 1444, war mit Graf Simunt Wecker von Zweibrücken-Bitsch verheiratet, ihre Schwester Anna war die Gattin von Graf Philipp I., genannt der Ältere, von Hanau, (geboren am 8. November 1417 in Windecken bei Hanau, gestorben am 10. Mai 1480 in Ingweiler).

Das damalige Territorium der Grafen von Hanau grenzte im Norden und im Osten an die Wetterau, die zu staufischer Zeit eine Reichslandschaft gewesen war und sich danach in zahlreiche Grafschaften und reichsritterschaftliche Gebiete zersplitterte. An diesen zentralen Besitz schlossen sich Exklaven am Oberrhein an wie Babenhausen und das Schloß Münzenberg, auch das näher am Elsaß gelegene Kork (aber nicht Kehl). Diese zerstreuten Territorien bestanden aus 13 Ämtern mit Marktflecken, Dörfern, Schlössern, Klöstern. Auch einige Städte gehörten dazu, darunter Hanau. Nach Hanau führte das Geschlecht seinen Namen. Philipp von Hanau, seit 1458 mit Anna von Lichtenberg verheiratet, wurde der Gründer der Linie Hanau-Lichtenberg im Elsaß, während die in der Wetterau gelegenen Besitzungen die ältere Linie Hanau-Münzenberg übernahm.

Die wichtigsten Vertreter der Linie Hanau-Lichtenberg

Philipp III. (geboren um 1482, gestorben in Buchsweiler am 15. Mai 1538).

Er war ein Sohn Philipps II. und regierte von 1504 bis 1538. Nach einem Grundstudium in der Artistenfakultät und dem Studium der Rechte schloß er sich dem Humanismus an. Doch sein aufbrausender Charakter gab Anlaß zu zahlreichen Streitigkeiten sowohl mit seiner Familie als auch mit anderen Rittern. Ab 1525 predigte ein reformatorisch gesinnter Geistlicher in seinen Territorien. Doch nachdem die aufständischen Bauern von Kleeburg am 6. März 1525 (Bauernkrieg, „Bundschuh“) Buchsweiler geplündert hatten, nahm Philipp III. an der Abwehr teil und wandte sich von der reformatorischen Bewegung ab. 1527 kehrte er zu seinen humanistischen Ansichten zurück und gründete 1528 das Buchsweiler Hospiz.

Philipp IV. (geboren am 20. September 1514, gestorben am 12. Februar 1590).

Der Sohn Philipps III. verlegte die herrschaftliche Residenz nach Buchsweiler und organisierte dort die Regentschaft und den Rechnungshof. Das alte Schloß wurde im Renaissance-Stil umgestaltet. Er setzte sich für die Verbreitung reformatorischen Gedankengutes ein, nahm mit Bucer und Groscher Verbindung auf und schaffte 1544 in Buchsweiler die Feier der Messe ab. Nach dem Aussterben der Linie Zweibrücken-Bitsch vereinigte er 1570 alle ehemaligen Besitzungen der Lichtenberger. Das Schloß Lichtenberg ließ er auf eigene Kosten durch den Architekten Specklin renovieren, ohne die Kosten auf seine Untertanen abzuwälzen. Dadurch wurde es gänzlich sein Eigentum. Sein besonderes Interesse galt der Alchimie. Er wurde in Lichtenberg beerdigt. Dort befindet sich sein schönes Grabmal.

Philipp V. (geboren in Buchsweiler am 21. Februar 1541, gestorben in Niederbronn am 2. Mai 1599).

Er war ein Sohn Philipps IV. und regierte bis 1599. Seine Frau, Luise Margarete von Zweibrücken-Bitsch, brachte ihm die Herrschaft Ochsenstein als Heiratsgut in die Ehe. Nach dem Tod seiner zweiten Ehefrau verbrachte er sieben Jahre zurückgezogen in Babenhausen. Er lebte von der Mitgift der beiden Verstorbenen und widmete sich seinen Lieblingsbeschäftigungen, der Falknerei und der Pferdezucht. Er hatte an der Universität Tübingen studiert, war in Mathematik und Astronomie bewandert und befaßte sich zusammen mit seinem Vater mit juristischen Reformen. Bereits 1587 ließ er sein Münzprägungsrecht erneuern. Daß die Bäder in Bad Niederbronn für die Bevölkerung zugänglich wurden, geht auf seine Veranlassung zurück.

Er wurde dort in der Gruft der Lichtenberger an der Seite seines Vaters beigesetzt.

Johann Reinhard I. (geboren in Bitsch am 13. Februar 1569, gestorben in Lichtenberg am 19. November 1625).

Er war ein Sohn Philipps V, und regierte von 1599 bis 1625. Im Gegensatz zu seinem Vater war er ruhig und großmütig, ein guter Politiker in einer unruhigen Zeit, die ihm nicht erlaubte, so zu leben, wie er es gewünscht hätte. Er war Historiker und Genealoge, interessierte sich für Heraldik, vervollständigte 1606 sein Wappen. Nachdem er dem Streit um die Nachfolge der in Lothringen gelegenen Ämter ein Ende gesetzt hatte, nahm er das Urteil an, das ihm nur Lemberg zugestand, während Bitsch beim Herzogtum Lothringen verblieb.

1612 gründete er das Buchsweiler Gymnasium nach dem Modell der Straßburger Akademie Johann Sturms. 1613 verkündete er ein Reglement für alle Schulen der Grafschaft, in dem alles bis hin zu den Bestimmungen über die Ferien genau festgelegt war.

Johann Reinhard I. starb 1625 in Lichtenberg, wo er beigesetzt ist.

Philipp Wolfgang (geboren in Buchsweiler am 31. Juli 1595, gestorben daselbst am 14. Februar 1641).

Er war ein Sohn Johann Reinhards I. und regierte von 1625 bis 1641. Um sein Land vor den Katastrophen des Dreißigjährigen Krieges zu schützen, öffnete er am 19. Dezember 1633 die Tore seiner Städte der französischen Besatzung. Dies konnte die Verwüstung der Grafschaft jedoch nicht verhindern.

Friedrich Kasimir (geboren in Buchsweiler am 4. August 1623, gestorben in Hanau am 30. März 1685).

Er war ein Sohn Philipp Wolfgangs. Friedrich Kasimir regierte von 1641 bis 1685. Nach einer Regentschaftszeit erbte er 1642 nach dem Tod des Grafen Johann Ernst von Hanau Teile der Grafschaft Hanau-Münzenberg. Nach dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs verpflichtete ihn der Vertrag von Münster (24. Oktober 1648), ab 1649 für die Teile seines Territoriums, die nun unter die Herrschaft der Krone Frankreich hatten treten müssen, Ludwig XIV. den Lehnseid zu leisten.

Friedrich Kasimir verlegt daraufhin den Sitz der Grafschaft nach Hanau. Die

im Krieg zerstörten Festungsmauern seiner elsässischen Städte baute er wieder auf und förderte die Ansiedlung neuer Bewohner. Durch seine Heirat mit Sibylle Christine von Anhalt erwarb er ein bedeutendes Vermögen. Er setzte sich auch für den Kauf eines 96 900 km² großen südamerikanischen, an den Ufern des Aprouague in der Nähe des heutigen Französisch-Guyana gelegenen Gebietes ein. Das Projekt einer Kolonie „Hanauisches Indien" war seiner Verwirklichung nahe, aber finanzielle Rückschläge und die Intervention seiner Schwägerin, der Witwe seines Bruders Johann Philipp und Mutter von Philipp Reinhard und Johann Reinhard III., bewirkten, daß Friedrich Kasimir den Plan aufgab und 1670 seine elsässischen Neffen als Erben einsetzte.

Johann Reinhard II. (geboren in Buchsweiler am 13. Januar 1628, gestorben in Rheinbischofsheim/Baden am 29. April 1666).

Er war ein Bruder Friedrich Kasimirs. Er leitete das Gerichtswesen von 1652 bis zu seinem Tod im Jahr 1666. Auf Anordnung des dritten Bruders, Johann Philipp, wurde 1658 in Buchsweiler die neue Kanzlei der Grafschaft (das heutige Rathaus) errichtet.

Johann Reinhard III. (geboren in Rheinbischofsheim am 31. Juli 1665, gestorben in Hanau am 28. März 1736).

Er regierte die Grafschaft Hanau-Lichtenberg ab 1688, für die er Buchsweiler als Amtssitz wählte. Ludwig XIV. erklärte im April 1701 durch königliche Patentschriften, alle Rechte der Hanauer stünden unter der Oberhoheit der französischen Krone. Nach dem Tod Philipp Reinhards vereinigte Johann Reinhard die Grafschaften Hanau-Münzenberg und Hanau-Lichtenberg, zusammen 19 Städte, rund 260 Dörfer und etwa 100 000 Einwohner. Als großer Bauherr verschönerte er Buchsweiler und Hanau sowie die Schlösser in Bischofsheim und Brumath und ließ von Massol den Hanauer Hof (hôtel Hanau) in Straßburg (das heutige Rathaus) bauen. Ludwig XIV. bestätigte ihm 1707 alle hoheitlichen Rechte, und Kaiser Joseph I. erneuerte ihm die Investitur für alle Reichslehen.

Seine einzige Tochter, Charlotte Christine (geboren am 2. Mai 1700 in Buchsweiler), heiratete 1717 den Erbprinzen von Hessen-Darmstadt Ludwig VIII. Das bedeutete das Ende des Geschlechts der Grafen von Hanau und den Beginn der Herrschaft der Landgrafen von Hessen-Darmstadt im Elsaß. Sie sollte nur bis zur Französischen Revolution bestehen.

B. S.

BUCHBESPRECHUNG

Raphaël Fendrich: Grenzland und Erinnerungsland. Die Identität des Elsaß im Werk Marie Harts (1856–1924) (Klassische Moderne, 34), Baden-Baden (Ergon-Verlag) 2018, 542 Seiten (ISBN 978-3-95650-394-8).

Die meisten Doktorarbeiten sind nur von Sachkennern mit Interesse und Gewinn zu lesen. Anders verhält es sich bei der vorliegenden Arbeit, die 2016 von der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg als Dissertation angenommen worden ist. Vor dem Hintergrund des Werks von Marie Hart wird die Identität des Elsaß in den Jahren 1856 bis 1924 dargestellt.

Marie Anne Hartmann, die sich als Schriftstellerin nur noch Marie „Hart" nannte, ist am 29. November 1856 in Buchsweiler im Unterelsaß geboren. Buchsweiler war die „Hauptstadt" der elsässischen Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Dieses protestantische Territorium, das auch die Heimat des Schriftstellers Friedrich Lienhard war, stellte bis in die Gegenwart ein Kernland der deutschen Sprache in seiner Dialektform und der hochdeutschen Form dar. In Buchsweiler ist Marie Hart als Tochter eines Apothekers geboren und aufgewachsen. Ihr Ziel war es zunächst, Lehrerin zu werden. Ihre ersten literarischen Versuche machte sie auf französisch und deutsch. Mit ihren Büchern im elsässischen Dialekt, dem alemannischen „Elsässer Ditsch", wurde sie bekannt. Im Krieg von 1870/71 schlug ihr Herz zunächst französisch und „antipreußisch". Dies änderte sich in der Reichsland-Zeit. Dazu trug auch ihre Ehe mit dem württembergischen Offizier Alfred Kurr bei, den sie 1882 heiratete.

1911 erschienen ihre „Geschichtlen un Erinnerungen üs de sechziger Johr". Mit der 1913 erschienenen Erzählung „D'r Herr Merkling un sini Deechter" gelang es ihr in großartiger Weise, das Leben in einer Kleinstadt wie Buchsweiler darzustellen. Weitere Erzählungen wie „D'r Hahn im Korb" folgten. „D'r Tud vun d'r Madamm Zimmerle" ist eine eindringliche, psychologisch tieflotende Darstellung der letzten Lebensmonate einer ganz durchschnittlichen Unterelsässerin aus dem kleinstädtischen Bürgertum.

Der gravierende Einschnitt in Marie Harts Leben erfolgte mit der Besetzung des Elsaß im November 1918 durch französische Truppen und der Ausweisung von 150 000 Altdeutschen und deutsch gesinnten Alt-Elsässern. Zu ihnen gehörten auch Marie Hart und ihr Mann, die in Liebenzell im Schwarzwald eine neue Bleibe fanden. 1921 erschien ihre aus eigenem Erleben gespeiste Erzählung „Üs unserer Franzosezit", in der sich zu beiden Seiten des Rheins lebende Elsässer wiederfanden.

Am 30. April 1924 ist Marie Hart in Liebenzell verstorben und ist dort auch begraben worden. Das Grab ist erhalten.

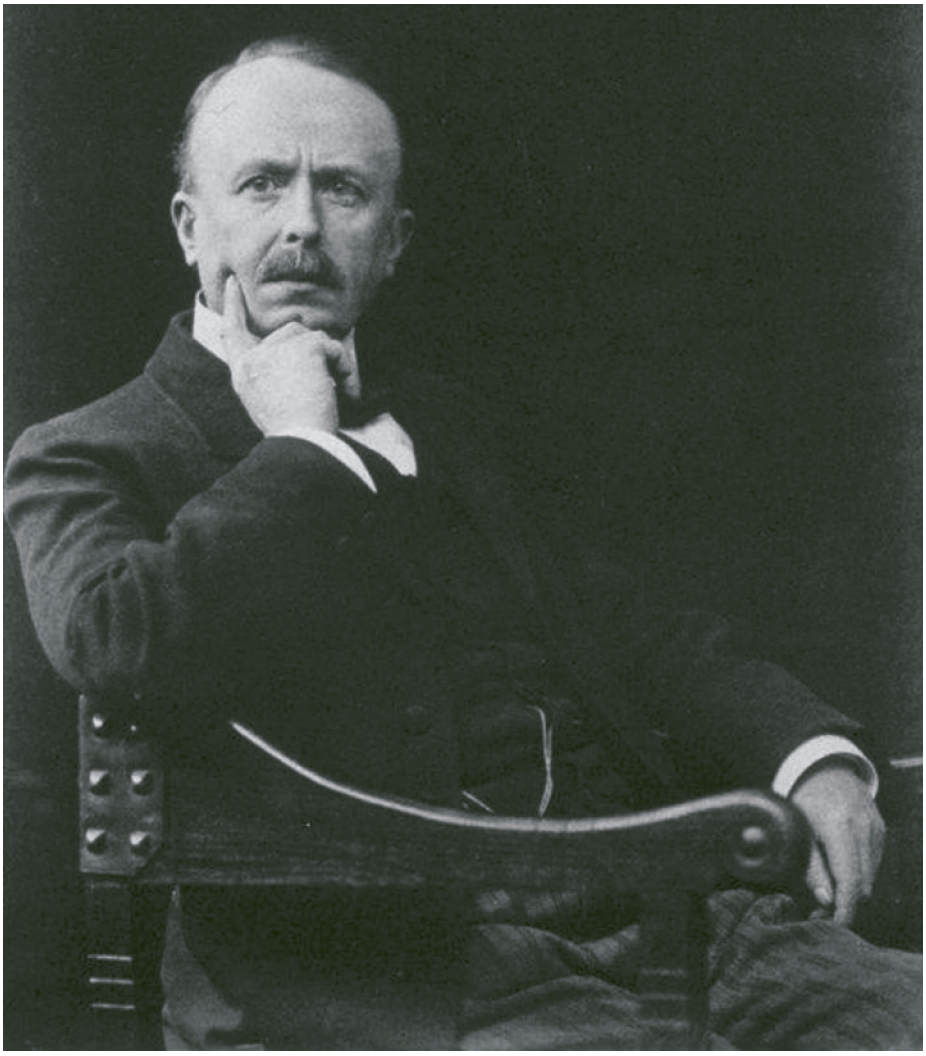
Zum Wertvollsten des Buches gehört die Wiedergabe eines Briefwechsels von Marie Hart mit dem elsässischen Schriftsteller Friedrich Lienhard, der zunächst in Weimar, während der letzten Lebensjahre in Eisenach wohnte und dort auch begraben ist.

Eine großartige Renaissance hat Marie Hart durch den Maler Raymond Piela erfahren, der in den jüngstvergangenen Jahren einige ihrer Erzählungen in Frankreich herausgebracht hat, und zwar in der ursprünglichen sprachlichen Fassung, das heißt in der elsässischen Mundart. Nur „Üs unserer Franzosezit" ist auch in französischer Übersetzung erschienen. Die Bücher erfuhren eine günstige Aufnahme.

Anhand des Werks von Marie Hart ist es Fendrich gelungen, die Umbrüche von 1870/71 und von 1918/19 umfassend darzustellen. Ein Buch, das jedem Freund des Elsaß zu empfehlen ist!

sz

Der Maler, Dialektdichter und Journalist Gustav Stoskopf (1869–1944)



Gustav Stoskopf wurde vor 150 Jahren, am 8. Juli 1869, als Sohn eines Lohgerbers im unterelsässischen Städtchen Brumath geboren. Er besuchte die dortige Elementarschule und danach in Straßburg die Oberrealschule. Schon als Schüler machte er zusammen mit Kameraden erste dramatische Versuche, für die er die meisten Stücke selber schrieb, wie aus seinem späteren Werk „Üs minre Kneckeszytt“ hervorgeht.

Früh zeigte sich auch seine Begabung für die Malerei. Der Straßburger Maler Louis-Frédéric Schützenberger bekam einige Porträts des Schülers Stoskopf zu sehen und riet den Eltern, ihn zum Studium nach Paris zu schicken.

So kam er 1887 an die dortige Akademie Colarossi und danach an die Akademie Julian, wo Jules-Joseph Lefèbvre und Benjamin-Constant seine wichtigsten Lehrer wurden. Anschließend ging Stoskopf an die Akademie der bildenden Künste nach München. Dort fand er besondere Förderung durch Paul Höcker in der Landschaftsmalerei.

Doch es zog ihn in das Elsaß zurück. 1895 ließ er sich in Straßburg nieder. In den Jahren nach dem deutsch-französischen Krieg (1870/71) hatten die Neuerung und die Neuorientierung in Elsaß-Lothringen wenig Raum gelassen für ein vertieftes künstlerisches Leben. In den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts kam es dann zu einem neuen Aufschwung. Stoskopf schloß sich einem Künstlerkreis um Karl Spindler, Josef Sattler, Alfred Marzolff und Paul Braunagel an und wurde bald sehr aktiv. Er malte mit Vorliebe elsässische Landschaften und Trachten. Aber er war auch Dialektdichter. 1896 erschien sein Gedichtbändchen „Luschtig‘s üs‘m Elsass“, dem 1897 „G‘spaß un Ernscht“ folgte. Beide Werke hatten großen Erfolg. Daneben erwies sich Stoskopf auch als begabter Organisator. 1898 gründete er zusammen mit dem altdeutschen Amtsrichter und elsässischen Dialektdichter Julius Greber, dem Journalisten Karl Hauss und dem Theaterdirektor Alexander Hessler das „Straßburger Elsässische Theater“, wurde Vizepräsident und 1901 Präsident. Für die erste Spielsaison schrieb er in wenigen Wochen das Dialektstück „D‘r Herr Maire“, das am 27. November 1898 uraufgeführt wurde. Es handelte sich um die Geschichte eines bauernschlauen Dorfbürgermeisters. Dieses Lustspiel hatte einen beispiellosen Erfolg und wurde in wenigen Jahrzehnten hunderte Male aufgeführt, 1902/1903 in französischer Übersetzung in Paris. Auch Kaiser Wilhelm II. sah sich das Stück einmal in Begleitung des Staatssekretärs Zorn von Bulach an (der dabei gelegentlich als Dolmetscher fungierte) und überreichte Stoskopf daraufhin den Roten Adlerorden.

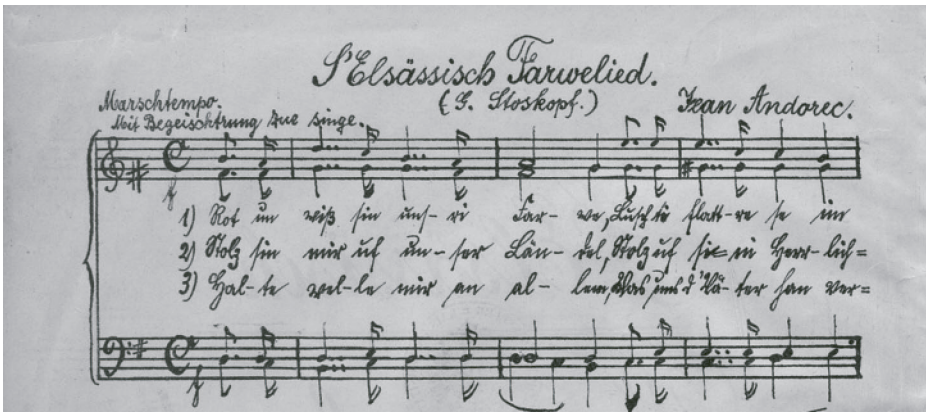
Nach diesem Lustspiel schuf der Dichter zahlreiche weitere Stücke, in denen er die elsässische Lebensart und kulturelle Besonderheit schildert, darunter „D‘r Candidat“ (1899), „D‘Pariser Reis‘!“ (1900), „D‘Millionepartie“ (1901), „D‘Prophet“ (1902), „E Demonstration“ (1904). Alle fanden eine sehr gute Aufnahme und trugen Stoskopf den Ehrentitel „der elsässische Molière“ ein. Der Schwank „In ‘s Ropfers Apothek“ (1907) wurde unter dem Titel „Skandal bei Ropfers“ ins Hochdeutsche übertragen und 1930 in Leipzig aufgeführt.

1900 gründete Stoskopf zusammen mit den Künstlern Laugel und Spindler das Elsässische Museum in Straßburg, in dem allmonatlich wechselnde Ausstellungen mit Werken von Straßburger und auswärtigen Kunstschaffenden gezeigt wurden. 1905 folgte die Gründung der „Gesellschaft der Straßburger Künstler“.

Gemeinsam mit dem Advokaten Dr. Rosenthaler gründete er 1909 die liberal-demokratische „Straßburger Neue Zeitung“ und wurde deren Garant. Sie brachte regelmäßig auch prächtige Gedichte in Straßburger Mundart.

Auch nachdem Elsaß-Lothringen

„D'r Herr Maire" – Lustspiel von Gustav Stoskopf im Elsässischen Theater Straßburg



„S'Elsässisch Farwelied" von Gustav Stoskopf (vertontes Gedicht, Auszug)

nach dem Ersten Weltkrieg französisch geworden war, setzte sich Stoskopf sehr für das Theater ein. Außerdem stellte er regelmäßig Bilder im „Salon des artistes français" in Paris aus. 1931 wurde er zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

1927 gründete er mit Camille Schneider die „Société des écrivains d'Alsace et de la Lorraine" mit dem Ziel, deutschschreibende, französischschreibende und dialektschreibende Schriftsteller abseits politischer Turbulenzen zusammenzubringen. Auf einem Festakt zu seinem 60. Geburtstag 1929 sagte er: „Nach 1870 war das Streben nach Selbstbewußtsein und Erkenntnis der Eigenart Abwehr und Rüstzeug, heute ist es Stütze und Ansporn. [...] Die elsässische Literatur und Malerei soll integrierender Bestandteil der französischen Künstlerbewegung sein. Dies ist ein gesunder, fruchtbarer Regionalismus".

Nach der Gründung von Radio Strasbourg 1930 wird Stoskopf Mitglied des leitenden Ausschusses und sorgte für viele Dialektsendungen.

1935 gründete er die „Société pour la conservation du costume paysan alsacien" (Gesellschaft für die Erhaltung der elsässischen Volkstracht).

Zu seinem 70. Geburtstag 1939 betonten alle elsässischen Zeitungen seine großen Verdienste um das Elsaß. Bei einer Festveranstaltung im Kongreßsaal des Straßburger Ausstellungsgeländes, bei der Vertreter der verschiedensten Organisationen und viele persönliche Mitarbeiter und Freunde ihre Glückwünsche darbrachten, sagte der Jubilar in seiner Dankesrede: „Alles,was ich getan, tat ich aus Liebe zur Heimat und zu ihrem Besten."

Einige Wochen später begann der Zweite Weltkrieg, und die nahe der Rheingrenze lebende Bevölkerung wurde evakuiert. Stoskopf ging nach St. Dié und kehrte 1940 nach Straßburg zurück. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er zurückgezogen in Brumath, wo er am 6. Dezember 1944 starb.

amg

IMPRESSUM

DER WESTEN

ISSN 0179-6100

Herausgeber:
Arbeitsgemeinschaft „Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

Geschäftsstelle:
Dr. Rudolf Benl
Gustav-Freytag-Straße 10 b
99096 Erfurt, Deutschland
Telefon: (0361) 3 45 65 78
E-Post: rudolfbenl@online.de

Sonderkonto:
Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.,
Sparkasse Mittelthüringen
IBAN: DE84 8205 1000 0163 0748 28
SWIFT-BIC: HELADEF1WEM

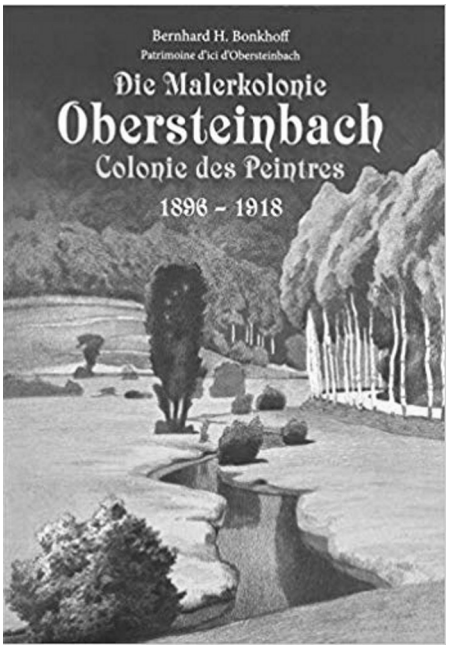
Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Dr. Rudolf Benl

Grafik & Satz:
sdt Erfurt

Druck:
Stempel Turtschan
Bergrat-Voigt-Straße 22
99087 Erfurt, Deutschland

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Einsender von Manuskripten u.ä. erklären sich mit der redaktionellen Bearbeitung einverstanden. Keine Haftung für unverlangte Einsendungen. Alle Angaben ohne Gewähr. „Der Westen" wird allen Mitgliedern ohne besondere Bezugsgebühr geliefert.

Neues Buch über die Malerkolonie Obersteinbach



Vor wenigen Wochen ist ein Text- und Katalogband über die Malerkolonie Obersteinbach erschienen. Der Verfasser, Bernhard H. Bonkhoff, stellt diese Kunstschule, die von 1896 bis 1918 bestanden hat, erstmals umfassend vor, nachdem 2018 in einem Obersteinbacher Privathaus ein gutes Dutzend von Arbeiten von Mitschülerinnen entdeckt worden sind. Der 188 Seiten umfassende Band ist reich bebildert und vollständig zweisprachig.
Stammkolonie war die Künstlerkolonie Grötzingen. Deshalb lief in dem badischen Malerdorf Grötzingen, einem nunmehrigen Stadtteil von Karlsruhe, eine Ausstellung. Bis Mitte Oktober 2019 war die Ausstellung im Haus der Burgen in Obersteinbach zu sehen, 2021 wird sie in der Kreisgalerie zu Dahn gezeigt werden. Das Buch kostet 20 EUR und kann beim Verlag und in jeder Buchhandlung bezogen werden (ISBN 978-3-95602-204-3).

Veranstaltungen zur Erinnerung an Stoskopf

Anläßlich des 150. Geburtstags von Gustav Stoskopf finden 2019 zahlreiche Veranstaltungen zur Erinnerung an den 1869 in Brumath geborenen elsässischen Dialektdichter und Maler statt. Eine Ausstellung über sein Leben und Werk „Stoskopf, l'Alsacien" war von Februar bis April in Brumath und vom 10. September bis zum 5. Oktober in Straßburg zu sehen und wird vom 30. November bis zum 21. Dezember in Hagenau gezeigt. Die Stadt Brumath stellte von Juli bis August elsässische Porträts von Stoskopf und am 22. September, dem „jour du patrimoine", im Haus der Familie Stoskopf aus der Jugendzeit des Künstlers stammende Bilder aus. Am 14. Juni 2019 hielt der Historiker Nicolas Stoskopf, ein Enkel Stoßkopfs, in Brumath einen Vortrag über den Briefwechsel, den sein Großvater mit der Mutter bis zu ihrem Tod im Jahr 1891 geführt hat.

Ergänzungen zu lothringischen Ortsschildern

Am 11. August 2019 haben aus der Nähe von Pfalzburg stammende Anhänger der ICAM (Initiative Citoyenne pour l'Avenir de la Moselle/ Bürgerinitiative für die Zukunft des Départements Moselle) eine Aufkleber-Aktion durchgeführt und Aufkleber „in Lothringen (57)" an Ortsschilder von etwa 50 Gemeinden des Raums Saarburg-Pfalzburg angebracht. Alle französischen Départements sind ja – in weitgehend alphabetischer Reihenfolge – durchnumeriert, und 57 entspricht dem Département Moselle, das 1918 aus dem ehemaligen deutschen „Bezirk Lothringen" entstanden ist. Damit soll die Zugehörigkeit dieses Gebietes zum Departement Moselle sowie zum deutschsprachigen Raum hervorgehoben werden. Die positiven Reaktionen der Öffentlichkeit bestätigen, daß ICAM mit der Aktion den Nerv der örtlichen Bevölkerung getroffen hat, wobei sich einige Bürgermeister negativ äußerten und die Aufkleber entfernen ließen.
Anhänger aus anderen Teilen des Départements Moselle haben bereits ähnliche Aktionen angekündigt. Im französischsprachigen Teil des Départements wird ein Aufkleber „en Moselle (57)" angebracht.
Als politisch unabhängige Bürgerinitiative hat ICAM eine Bürgerdebatte über die institutionelle Zukunft des Départements Moselle in Gang gebracht. Im Sinne von Patrick Weiten, dem Präsidenten des Departementrates, befürwortet die Bürgerinitiative die Gründung einer Europäischen Gebietskörperschaft Mosellothringen (Collectivité européenne de Moselle) nach elsässischem Vorbild und lehnt den Vorschlag einer Fusion der Départements Moselle und Meurthe-et-Moselle (in Welschlothringen) bzw. aller vier Departements der ehemaligen Region Lothringen streng ab. Eine solche Fusion würde die mosellothringischen Eigenschaften (Zweisprachigkeit, Lokalrecht) noch stärker abschwächen. ICAM startete eine Petition, die bis heute von etwa 2 000 wahlberechtigten Menschen unterzeichnet wurde. Aus Gründen der Glaubwürdigkeit hat ICAM auf eine Internetpetition verzichtet und sammelt ausschließlich handschriftliche Unterschriften mit Einzelheiten der Unterzeichner. Einige Gemeinden haben die Petition durch Beschluß des Gemeinderats unterstützt.

Ein Straßburger wurde Nuntius in Laibach

Am 19. März 2019 hat Papst Franziskus Jean-Marie Speich (Foto: Claude Truong-Ngoc, Wikimedia Commons) zum Apostolischen Nuntius in Slowenien ernannt. Der 1955 geborene Straßburger Speich, Titularerzbischof von Sulci, hatte seit 2013 als Nuntius in Ghana gewirkt, war zuvor Leiter der französischsprachigen Sektion des vatikanischen Staatssekretariats gewesen und hatte sich davor jahrelang als Mitarbeiter des diplomatischen Dienstes des Vatikans in Haiti, Nigeria, Bolivien, Kanada, Deutschland, Großbritannien, Ägypten, Spanien und Kuba aufgehalten. Sein bischöflicher Wahlspruch ist in elsässischer Mundart gehalten: „Wi i kan!" (Wie ich kann!) Es ist die alte Devise der seit dem 13. Jahrhundert nachweisbaren elsässischen Familie Speich, der der Nuntius entstammt.